Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 38 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 18. September 1908

Beiträge zur Geschichte des 13. Dezember 1906.

Von M. Erzberger, M. d. R.

II. Nebenregierung und Rechtsbeugung.

Diese beiden Vorwürfe hat Dernburg am 3. Dezember 1906 gegen den Abg. Rören erhoben, indem er sich stützte auf die erwähnten Vorkommnisse mit der Mission und den Fall Wistuba. Später hat man dies gegen das gesamte Zentrum gesagt, obwohl schon am 4. Dezember 1906 der Abg. Rören erklärte, daß er für seine Person die gesamten Verhandlungen geführt habe und die Fraktion selbst gar nicht unterrichtet gewesen sei, was ich bestätigen kann. Der Einwurf Dernburgs in der Missionsfrage ist als total hinfällig nachgewiesen worden; wie steht es mit dem Fall Wistuba?

Wistuba war zur Zeit des Missionskonfliktes Bureauvorsteher in Togo, ein katholischer Beamter, der im dortigen Beamtenkasino wegen seines Glaubensbekenntnisses viel Hohn und Spott über sich ergehen lassen mußte. Gegen ihn wurde aus Anlaß seines Verhaltens in der Verhaftungsgeschichte der Missionare ein Disziplinarverfahren eingeleitet, weil er den Missionaren den Inhalt eines für diese günstigen Telegramms aus Berlin verraten haben sollte. Wie die Nordd. Allg. Zeitg. vom 13. Dezember 1906 selbst schreibt, gehört zur „Erledigung der Missionsangelegenheiten notwendig auch das Unterbleiben eines Verfahrens gegen Wistuba, soweit Verfehlungen dieses Beamten in dieser Angelegenheit in Frage ständen". Die beiden Vorkommnisse lassen sich gar nicht trennen; wenn gegen Wistuba verhandelt wurde, mußte auf die Missionsangelegenheit eingegangen werden; das hat Kolonialdirektor Dr. Stübel anerkannt; denn am 15. Dez. 1904 schrieb er an den Abg. Rören, „daß auch die Angelegenheit Wistuba von mir aus dem gleichen Geist der Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit geordnet werden wird, in dem ich bestrebt gewesen bin, der Mission die ihr für erlittenes Unrecht gebührende Genugtuung zu verschaffen". „Jedenfalls würde ich Euer Hochwohlgeboren dankbar sein, wenn Sie Ihren Einfluß auf Wistuba in der Richtung geltend machen wollten, daß er eine Entscheidung zunächst ruhig abwartet." Kaum war aber Dr. Stübel nach Christiania gegangen, als durch dessen Nachfolger, Erbprinz Hohenlohe, am 11. Dez. 1905 das Disziplinarverfahren eröffnet wurde, „jedoch unter Ausschluß der in Togo und in

unmittelbarem Anschluß daran begangenen dienstlichen Verfehlungen". Der Personalreferent von König hatte Oberwasser erhalten. Auf den Hinweis des Abg. Rören gegenüber dem Reichskanzler, daß nun doch die Gefahr der öffentlichen Behandlung der Verhältnisse in Togo entstehe, antwortete Reichskanzler Fürst Bülow am 2. März 1906: „Die erneute Erörterung dieser Angelegenheit, an deren friedlichen Beilegung Euer Hochwohlgeboren in dankenswerter Weise mitgewirkt haben, dürfte nach meiner Auffassung weder dem Interesse der Kolonialverwaltung noch dem der Mission dienlich sein." Also völlige Uebereinstimmung; im Juni 1906 waren die Voruntersuchungen so weit gediehen, daß nunmehr ein endgültiger Beschluß erfolgen konnte; das Gesetz kennt zwei Wege in diesem Stadium: entweder Verweisung an die Disziplinarkammer oder Erledigung durch den Reichskanzler selbst. Letzteres wünschte aus den schon besprochenen Gründen der Abg. Rören und telegraphierte daher am 11. Juni 1906 an den Reichskanzler: „Bitte dringend, Disziplinarsache gegen Wistuba zu inhibieren." An demselben Tage noch sandte er einen erläuternden Brief der Depesche nach, in dem er den Reichskanzler ersuchte, die Sache selbst zu entscheiden und sie nicht der Disziplinarkammer zu überweisen; denn „das würde notwendig zur Folge haben, daß die ganze unerquickliche Missionsangelegenheit nun doch öffentlich besprochen und erörtert werden müßte, und alle bisher stattgefundenen Verhandlungen im Kolonialamte zwecklos gewesen wären". Der Chef der Reichskanzlei antwortete am 14. Juni 1906 sehr freundlich auf diesen — wie Dernburg sagte — Versuch der Rechtsbeugung u. a. „mit angelegentlichsten Empfehlungen in bekannter Hochschätzung Euer Hochwohlgeboren ganz ergebener von Loebell". Er hat aber in diesen Brief auch eine wichtige Stelle aufgenommen, welche die Nordd. Allg. Zeitg. am 13. Dezember 1906 und auch später nie (!) mitteilte und diese lautet: „Es besteht noch immer die Möglichkeit, daß die Angelegenheit durch einen Beschluß der vorgesetzten Behörde (d. h. des Reichskanzlers) ihre Erledigung findet." Diesen wesentlichen Satz mußte damals die Nordd. Allg. Zeitg. unterdrücken, damit nicht Dernburg desavouiert wurde, der im Anschluß an aus dem Zusammenhang gerissene Sätze ausführte: „Es ist das ein Eingriff in ein richterliches Verfahren." (Ich habe mir die Mühe genommen, einmal in diesem Sommer die Unrichtigkeiten und Schiefheiten Dernburgs in seiner „nationalen Tat", der Rede vom 3. Dezember 1906, zusammenzuzählen, und ich kam auf 17 Stück, wobei ich keine Garantie übernehme, daß ich alle gezählt habe.) Schließlich hat kein anderer als der Kolonialdirektor Dr. Stübel selbst nach dem Urteile des Kölner Schöffengerichts vom 20. Oktober 1907 unter seinem Eide ausgesagt: „Die Versetzung des Angeklagten (Schmidt) sei von der Mission gewünscht und betrieben worden; ob der Privatkläger (Rören) diese Wünsche unterstützt habe, dessen erinnere sich der Zeuge nicht mehr, er möchte aber annehmen, daß dies nicht der Fall gewesen sei, denn die auf die briefliche Einladung des Zeugen (Stübels) hin mit dem Privatkläger in der Kolonialabteilung gepflogenen Verhandlungen hätten erst im November 1904 stattgefunden, als die Versetzung längst beschlossene Sache gewesen sei. Die Versetzung sei eine vollständig unabhängige Entschließung des Zeugen gewesen ohne jede Einwirkung. Was das Disziplinarverfahren gegen Wistuba betreffe, so sei ein solches zur Zeit seines Rücktrittes von der Leitung der Kolonialabteilung zwar in Aussicht genommen, aber noch nicht eingeleitet gewesen. Es habe also eine Einwirkung auf ein eingeleitetes Verfahren nicht stattfinden können. Er erinnere sich auch nicht, daß ein straf- oder zivil-

rechtliches Verfahren gegen Wistuba geschwebt habe, gegen das eine Einwirkung habe stattfinden können. Ferner sei dem Zeugen (Dr. Stübel) nicht bekannt, daß der Privatkläger (Rören) eine Einwirkung auf ein Verfahren gegen die katholische Mission versucht habe. Die Einladung des Privatklägers (Rören) zu den Besprechungen in der Kolonialabteilung sei von ihm, dem Zeugen, ausgegangen, der an den Privatkläger den von diesem vorgelegten Brief vom 25. Okt. 1904 gerichtet habe. Bei allen Verhandlungen mit dem Privatkläger in der Kolonialabteilung, so bekundet der Zeuge Dr. Stübel weiter, hätten seiner Erinnerung nach Versuche des Privatklägers, auf rechtshängige Sachen einzuwirken, nicht stattgefunden." Der Kronzeuge aus der Kolonialabteilung aber, Kammergerichtsrat Wilke, wußte nichts zu sagen, als was Dernburg im Reichstage ausgeführt hatte, was ich schon auf seinen wahren Wert zurückführte. Es ist daher angesichts dieser niederschmetternden Ergebnisse nicht auffallend, daß die liberale (!) Trierer Zeitung im September 1907 (Nr. 456) im Anschluß an den Rören-Schmidt-Prozeß unter Hinweis auf eine neue Auflage des Prozesses schrieb: „Dann muß es aber für die Regierung heißen: Akten heraus! wenn sie nicht wirklich den im Gerichtssaale ausgesprochenen Vorwurf auf sich sitzen lassen will, daß sie in den denkwürdigen Tagen des letzten Dezember mit unehrlichen Waffen gekämpft hat." Der zweite Prozeß fand statt, aber die Regierung hat die Akten nicht herausgegeben. Ich bin außerstande, die Unrichtigkeit der Ansicht des genannten liberalen Blattes darzutun; wie aber steht heute der Dezemberheld Dernburg da? Der so viel geschmähte Abg. Rören kann heute ruhiger auf die Dezembertage 1906 zurückblicken als sein Gegner Dernburg, der sich bei Beginn seines Vorstoßes wohl bewußt war, welchen Lauf die Kugel nehmen wird.

Will man aber besonderes Aufheben aus den Auslassungen Rörens machen, daß bei Nichtbeseitigung der Mißstände die koloniale Bewilligungslust auf den Gefrierpunkt sinken müsse, so ist ein solches Beginnen töricht. Jeder Abgeordnete hat nach meiner Auffassung die Verpflichtung, auf die Beseitigung ihm bekannt gewordener Mißstände hinzuwirken, und wenn er erklärt, daß er bei der weiteren Duldung derselben nichts mehr bewilligen werde, so erfüllt er nur seine Pflicht; das ist ein ganz erlaubtes „kaudinisches Joch", ein sittlich gerechtfertigter „Druck"; wer anders handelt, erfüllt seine Pflichten gegen das Volk nicht, und schließlich hat ein Abgeordneter doch auch noch solche Pflichten.

III. Der Kolonialprinz.

Als die Tage des vierten Kolonialdirektors Stübel gezählt waren, herrschte große Not in der Wilhelmstraße; denn kein Nachfolger wollte sich für das desorganisierte Amt finden. In Nürnberg wurde Erbprinz Hohenlohe-Langenburg, zuvor unter Hentigs Leitung des Herzogtums Koburg-Gotha Reichsverweser, auf den Schild erhoben. Für eines der schwierigsten Reichsämter hielt man wohl weder eine spezielle fachmännische noch eine bureaukratische Vorschule für geboten; der Versuch fiel auch entsprechend aus. Nach 10 Monaten hat Fürst Bülow nach seinen eigenen Worten einen Wechsel im Kolonialamt „vornehmen müssen"; Erbprinz Hohenlohe bestritt in der Wahlkampagne, daß er gegangen worden sei; er sei freiwillig um seinen Abschied eingekommen. Beide haben recht; es kommt nur auf die richtige historische Reihenfolge an, und da gebührt dem Kanzler der Vortritt. Wie Hohenlohe in das Amt kam und erstmals in der Budgetkommission erschien, da machte er den Eindruck vollendeter

Hilflosigkeit; der Abg. Dr. Bachem mußte ihm in einer der ersten Sitzungen die Karte von Südwestafrika erklären. Das Erbübel seiner Vorgänger wuchs unter ihm: es fehlte der Kolonialverwaltung der führende Geist. Sein Hauptfehler war, daß er alte Sünden der Vergangenheit zu decken suchte, ja beschönigen ließ, statt einen dicken Strich zu machen zwischen sich und dem, was vor ihm war. Man wollte damals noch nicht das Eingeständnis machen, das der Reichskanzler ein Jahr später ablegte: es seien schwere Fehler gemacht worden. So mußte der Kampf gegen die Mißstände geführt werden, Schritt für Schritt, bis das alte System gewesen war. Die nicht schöne Geschichte mit dem „Vorschuß" an den Erbprinzen ist zweimal in der Nordd. Allg. Ztg. abgeleugnet worden, und nachher mußte doch der Kern dieses Vorfalles als richtig zugestanden werden; das machte allerwärts den schlimmsten Eindruck. Wir vom Zentrum stellten uns zuerst wohlwollend abwartend zu dem neuen Mann; ein Zentrums-Abgeordneter versuchte, das ganze Material der Kolonialmißstände zur Untersuchung zu unterbreiten, erhielt aber vom Prinzen die Antwort: „Meine Geheimräte sagen, daß alles in Ordnung ist!" So im Dezember 1905 und ohne Kenntnis der Beschwerdepunkte. Ueber alle Maßen lobte man damals den „guten Willen" des neuen Mannes, als ob dies schon ein Verdienst sei. Prinzen mit „bösem Willen" wird man wohl nicht zu Kolonialdirektoren machen? Eigens für den Prinzen wollte man das Reichskolonialamt schaffen, nachdem noch im Frühjahr 1905 eine offiziöse Schrift eines Kolonialgeheimrates das Reichskolonialamt verworfen und einen Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt empfohlen hatte, just wie es das Zentrum 1906 auch bewilligen wollte. Im Herbst 1905 aber fand sich im Etat das Reichskolonialamt, das in der Budgetkommission mit Hilfe der Freisinnigen abgelehnt worden war; in der zweiten Lesung im Plenum fiel der Freisinn glatt um und stimmte für die Regierungsforderung, das erste Mal nach Richters Tod; er wollte sich nicht spalten und folgte den Lockungen Bülows, der erste Schritt zur Blockpolitik. In der dritten Lesung war das Zentrum stärker vertreten, und schon zu Beginn der Sitzung stand fest, daß die Vorlage wohl fallen würde; da war es der Stellvertreter des Reichskanzlers, der sich mit allem Nachdruck für die Position einsetzte. Herr von Loebell trat an mich in der Sitzung mit einem höchst eigenartigen Vorschlag heran, um der Regierung eine Mehrheit zu verschaffen. (Ich sagte am 5. März 1907 darüber im Reichstage, daß der Chef der Reichskanzlei im Mai 1906 mich hier im Reichstage aufsuchte und mit einem „ungewöhnlichen" und „überraschenden" Vorschlag vor der dritten Lesung über das Reichskolonialamt an mich herangetreten ist; der anwesende Chef der Reichskanzlei schwieg — schweigt bis heute.) Total falsch ist die Annahme, als hätten bei der ablehnenden Haltung des Zentrums konfessionelle Erwägungen mitgespielt; es stimmten zudem 12 Zentrumsabgeordnete für die Vorlage. Am meisten trug zur Ablehnung bei die allgemeine Mißstimmung darüber, daß den anerkannten Mißständen nicht zu Leibe gerückt wurde, und auch das Urteil innerhalb aller Parteien, daß Hohenlohe nicht für Ordnung sorgen könne. Der alte Herr von Kardorff hat das mir gegenüber in seiner kurzen drastischen Art recht derb gesagt. Die vielen Urlaubsreisen des neuen Leiters wirkten auch verstimmend.

Doch der Kolonialprinz — so wurde er im Reichstage genannt — hat sich am Zentrum, das seinen Wünschen auf Erlangung höheren Gehaltes im Wege stand, „gerächt"; er hat an maßgebender Stelle die Abneigung gegen das Zentrum verstärkt, wozu allerdings nicht viel diplomatisches Geschick gehörte. Seine rechte Hand, Herr von König, lieferte das Material

in einseitiger tendenziöser Weise, um schiefe Auffassungen zu vertiefen. Dernburg, der bei seinem Antrittsbesuch in Breslau nicht übermäßig wohlwollend empfangen wurde, bekam Wind von diesem — der Knoten wurde geschürzt — Vorfall und baute darauf seinen Vorstoß vom 3. Dezember 1906, der ihm die Reichskanzlerschaft eintragen konnte, wenn nicht ein anderer sich an die Spitze der Fronde gesetzt hätte. Der indirekte Einfluß Hohenlohes ist an der Wendung vom 13. Dezember 1906, die nur erfolgte, um die Amtstätigkeit des Fürsten Bülow zu verlängern, mehr schuld, als man gewöhnlich annimmt; ohne diese Wendung hätte das Neujahr 1907 einen anderen Reichskanzler gesehen, wie es mir schon im Oktober 1906 ein bekannter Staatsmann sagte.

(Fortsetzung folgt.)

Heidelberger Philosophentage.

Von David Koigen.

Wenige Stunden trennen mich von der Tagung der Philosophen. Ich habe Naivität des Staunens in mir genug aufbewahrt, um am Wichtigen und Bedeutenden nicht vorüberzugehen, und es fehlt mir auch nicht an Ironie, um den etwaigen Täuschungen standhaft zu begegnen. Uebrigens, was vermögen geistige Enttäuschungen einem Menschen von heute anzutun? Hegel hat doch recht: „Die Wunden des Geistes heilen, ohne Narben zurückzulassen.“ Und doch macht einem die Erwartung das Herz schwer und bedrückt den Gedanken. Man erinnert sich der Hoffnungen, die die Welt, als diese noch recht „naiv“ war, auf die Philosophie setzte. Vielleicht vermag aber das Pathos der Versammelten, Gedanken und Aussichten zutage zu fördern, die sonst nie das Licht erblickt hätten. Es gilt da ja keinen politisierenden Rednern, sondern Philosophierenden, den Fragestellern par excellence, zu lauschen. So möchte man glauben. Und was die Geheimlehren für die Alten, das soll doch die Philosophie für uns sein. Sie soll uns die Urbilder unseres Seins und Werdens, wie diese noch nicht von den „Anpassungen“ und Kompromissen des alltäglichen Denkens getrübt sind, vorzeigen und vorhersagen, zu welchem Ende es in unserem Leben und im Universum geschähe; dem Ganzen und den Ganzheiten in uns und in der Umwelt gilt es eine Stimme zu verleihen. Denn wir leben in einer geteilten und zerbröckelten Welt, und jedem von uns ist bloß das Stück Leben vertraut, das er unmittelbar zu fassen und zu gestalten genötigt ist. Als Kulturmenschen aber gelüstet es uns auch, die Horizonte zu kennen, innerhalb deren wir, als ein Stück bewußten Seins, nur als winziges Glied Geltung besitzen. Wir fühlen die Notwendigkeit, in uns die Fäden des Kultur- und Naturgeschehens zusammengefaßt zu wissen, damit wir sicher wären, daß unser Leben kein Schein und unser Tun im Einklange mit dem Walten des Universums vor sich gehe. In unserer Eigenschaft als Philosophen wollen wir doch das Ganze übersehen und deuten und so auch nach Kräften es mitgestalten, handle es sich nun um das Geschick einer Einzelseele, eines Volkes oder einer Kulturart überhaupt. Wir streben nach der philosophischen Wahrheit, die sich weder mit der wissenschaftlichen noch mit der künstlerischen deckt, wenn sie auch mit der letzteren das gemeinsame Schicksal teilt, individualisierte, für sich seiende Lebensgrößen oder die Wirklichkeit in ihrer konkreten Eigentümlichkeit darzubieten, und gleich der Induktionswissenschaft sich bemüht, auf dem Wege des streng logischen Argumentierens an

der eigenen Bildung zu arbeiten. Die Wahrheit hat das All und seine Mannigfaltigkeit in einheitlicher lebensfähiger Form, im Schoße des Denkens gesehen, zum Ausdruck zu bringen. Während die Wissenschaft sich mit an sich leeren Gesetzessymbolen zufrieden gibt und die Kunst momentane Formen und Verbindungssymbole der gegebenen und geahnten Daseinsstufen fixiert und bildet, ist es die Aufgabe der philosophischen Wahrheit, die Gründe, Gesetze und Aeußerungsarten des Weltzusammenhanges als Ganzheiten oder „Systeme" darzustellen und zu begründen. Aus dem Totaltrieb in uns geboren, hat die Philosophie auch Totalitäten zu bieten. Zweierlei jedoch ist in den Weltsystemen zu unterscheiden: die Standpunkte, mittels deren man ein „Gesicht auf die Dinge" zu gewinnen vermag, und die „Dinge" oder Aktionen, ihre Darstellung selbst. Analog der Tragödie, die eine bestimmte Zahl von Motiven und einen Reichtum von tragisch-künstlerischen Formen darstellt. Was dort die tragischen Motive, machen hier die Gesichtspunkte aus, und was dort die Bildungsformen, bieten da die Systeme. Ein und derselbe Standpunkt läßt daher eine Reihe von Systemen bezw. Konkretisierungen zu. Nur sind die tragischen Motive ohne weiteres gegeben, während der Philosoph für die Berechtigung seines Standpunktes erst den Beweis zu liefern hat. Er muß sich sein gesamtes Inventar zusammenstellen, um eine eigene Weltart hervorzubringen.

Ich glaube, daß hier, in Heidelberg, die Auseinandersetzungen sich vornehmlich um die Anfänge, um die Methoden, Standpunkte und Definitionen drehen werden. Dafür spricht vor allen Dingen der Umstand, daß die Tagung auf deutschem Boden stattfindet; die deutsche Philosophie aber zeichnet sich immer durch die großzügige Methode und den verhältnismäßig geringen Inhalt aus. Darin mag ihre formelle Eigenart der griechischen Weltanschauungslehre gegenüber zum Vorschein kommen. Und dann setzt sich der „Kongreß für Philosophie" meistenteils aus Professoren und Privatdozenten und solchen, die es werden wollen, zusammen. Alles im Grunde rationelle und rationalistische Menschen, für die das Kritisieren und Analysieren zum Berufe gehört. Es sind schon darunter „weiße Raben", die irrationell genug sind, um den Drang zum Schaffen und zur Synthese zu bekunden, um vorzuzeigen, was sie allein sehen, dort, in der Unterwelt, im Reiche der Ideen, und oben, auf den Höhen der Ideale. Philosoph sein heißt doch seit Kant, der noch immer im Mittelpunkte der philosophischen Auseinandersetzungen steht, ein „Lehrer des Ideals" sein, sowohl des Erkenntnis- wie des Lebensideals, heißt, um wieder ein Kantisches Wort aus der Vernunftkritik zu gebrauchen, ständig „mit dem Gott in sich" verkehren und nie den ideellen Punkt in der theoretischen und praktischen Tätigkeit aus dem Auge lassen. Allein dieser regulative ideelle Punkt des philosophischen Schaffens kann an verschiedenen Orten gesucht werden und ein krasser Beweis dafür ist der Stoiker Mark Aurel, der auch für den Philosophen die Aufgabe stellt, den Verkehr mit dem „inneren Genius" zu pflegen. Worin werden die philosophischen Sekten diesen Archimedespunkt erblicken — dieses ist von Bedeutung, und darauf kann man auch gespannt sein.

*

In dieser Richtung bewegten sich meine Gedanken am Vorabende der Tagung. Es kam aber wesentlich anders. Die amerikanisch-englischen Philosophen, unterstützt von Oesterreichern, verliehen dem Kongreß sein Gepräge. Die Anglo-Sachsen brachten über das Meer

eine neue Theorie, Pragmatismus genannt, mit auf den Kontinent, und alles, was in den Hörsälen mitfechten und mitkämpfen wollte, mußte sich zu einer der zwei sich aufs schärfste befehdenden Parteien schlagen. Pragmatist oder Antipragmatist und Rationalist! — so lautete die Losung; die Pilatusfrage: was ist Wahrheit? — stand im Vordergrund und rückte manche wichtige Mitteilungen einzelner Gelehrter in den Schatten. Ich gebrauche das Wort Gelehrter nicht ohne Absicht. Denn die meisten Kongreßmitglieder weisen ein ähnliches Verhältnis zur Philosophie auf wie beispielsweise die Literaturhistoriker zur Dichtung. Sie reflektieren über Philosophie, zählen aber selber nicht zu den schöpferischen Philosophen.

Schon am 1. September brachte der Vortrag von Josiah Royce, Professor an der Harward University, Cambridge, der eine vermittelnde Stellung einnahm, die Frage ins Rollen, die erst am 5. September in einer inoffiziellen Tagung zum Abschluß gelangte. Bis dahin aber hieß es in vielen Sektionssitzungen: Pragmatismus oder Antipragmatismus?

Der Pragmatismus ist eine Theorie, die gar keine Theorie sein will, sondern bloß eine Methode, ein Mittel zur Erlangung der „Wahrheit". Wahr aber heißt hier soviel, wie mit Hilfe gegebener Teile der Erfahrung oder Denkmittel uns in zweckentsprechende Beziehungen zu anderen Teilen unserer Erfahrung zu setzen.*) Auf dem Kongreß vertrat leidenschaftlich den Pragmatismus einer der Urheber desselben, F. C. S. Schiller, der Philosophie in Oxford vorträgt. Die vielen Reden und persönlichen Gespräche mit diesem Pragmatisten ließen mich am besten in die „Tiefen" dieser amerikanisch-englischen Lehre eindringen. Die Wiener, Wilhelm Jerusalem und Rudolph Goldscheid, mühten sich, dem Pragmatismus eine evolutionistische Wendung, und Prof. Ebbinghaus, ihm eine biologisch-psychologische Biegung zu geben. Zweckentsprechend bedeutet soviel wie nützlich. Nach der Nützlichkeit oder dem Arbeitswert, den die Vorstellungen oder Ideen mit sich bringen, ist ihr Wahrheitsgehalt zu messen. Das Denken ist als bloßes Instrument oder Werkzeug zur Aneignung von Weltinhalten aufzufassen. Und der Pragmatismus, der Praxis, tätige Wirklichkeit, ändernde Tat schlechtweg zu bedeuten hat, fragt nicht danach, ob unser Denken mit dem Sein übereinstimmt, — dies hieße ja der Erkenntnisdoktrin huldigen, wonach die Wahrheit durch die Abbildung des Seins durch das Denken gewonnen werden kann —, sondern, ob das in Szene gesetzte Denkmittel die Fähigkeit besitzt, die Wirklichkeit zu beherrschen und diese uns nützlich zu machen. Alle unsere Urteile und Aussagen enthalten daher soviel Wahrheit, wie viel Teile der Wirklichkeit von ihnen erfaßt und bewältigt werden können. Die Wissenschaft ist wie das Leben: Technik, eine utilitarisch gerichtete Tat. Würde man daher alle „Werkzeuge oder Denkmittel" aufzählen, mittels deren ein Ding oder irgendein beliebiger Daseinsprozeß in Angriff genommen werden könnte, so hätten wir die volle Wahrheit der betreffenden Erfahrungsinhalte. Denn in diesem Augenblicke wären wir Herr über die letzteren. Falsch dagegen ist eine Hypothese, die zu keiner Beherrschung der Mit- und Umwelt führt. Wie ein Werkzeug aber durch ein anderes, in ökonomischer Hinsicht besseres

*) Vergl. „Der Pragmatismus. Ein neuer Name für alte Denkmethoden." Von William James, S. 36. Außer diesem Buche, wo die Theoretiker des Pragmatismus zum Wort gelangen, ist zur historisch-philologischen Orientierung die Abhandlung „Der Pragmatismus" von Ludwig Stein im „Archiv für systemat. Philos.", XIV. Bd. 1. und 2. Heft zu empfehlen.

Instrument übertroffen werden kann, so vermag auch eine „Wahrheit" die andere zu überwinden. Für den Pragmatisten gibt es daher keine ideale, absolute Wahrheit, sondern nur eine Summe von Wahrheiten. Der oben zur Sprache gebrachte Gedanke, daß alle Werkzeuge bezw. Aussagen, mittels deren ein Weltinhalt vollständig praktisch bewältigt werden könnte, die „absolute" Wahrheit des Gegebenen ausmachen würde, ist bloß eine Schlußfolgerung, die ich hier auf Kosten des Pragmatismus zu ziehen versuchte. Für den leibhaftigen Pragmatisten aber sind alle Theorien gleich wahr, vorausgesetzt, daß der sie handhabende Mensch aus ihnen Nutzen zu ziehen vermag, daß sie als geeignetes Mittel zum Zweck der Tat erscheinen.

Die Denkmittel, Ideen und Vorstellungen selbst sind nichts Konstantes. Gleich den technischen Werkzeugen und Maschinen, wurden sie mühsam von Menschen im Laufe der Jahrhunderte geschaffen und erobert, und was noch gestern als notwendiges Vehikel, als zum common sense gehörend, wie Gott, Substanz, Apriori, Raum, Zeit und dergl. gegolten hat, darf heute zum alten Eisen geworfen werden. Wäre aber die Welt vollkommen, d. h. im Munde des Pragmatisten, dieses Pratikers par excellence, würde diese vollständig dem Menschen nutzbar gemacht und all seine Bedürfnisse befriedigen, so würde sich auch keine Gelegenheit mehr bieten, um tätig zu sein und so auch, um „Wahrheiten" zu bilden: das Wort Wahrheit würde jeden Sinn verlieren. In einer vollständig innerlich und äußerlich angepaßten, vollkommenen und daher auch bedürfnis- und leidlosen Menschenwelt (das Ideal Spencers!) bleibt es, wie James ausführt, ganz egal, ob wir uns die Entstehung dieser Welt als durch einen Gott oder durch Prozesse physikalischer Natur verursacht denken; beide hier inaugurierten Aussagen sind gleich wahr oder falsch, ja sie haben gar keinen Sinn mehr, denn es fehlt das praktische Kriterium, um ihre Bedeutung festzustellen. Bis dahin aber können beide Vorstellungsarten, sowohl die theologische wie die physikalische, je nach dem Nutzen, den sie dem Menschen bringen, gleich wahr sein. Wahr ist doch nur die Tätigkeit zu nennen, die mich stark macht, befestigt und zur Aenderung der Welt zum Zwecke eigener Befriedigung befähigt. Wahr und Gut, Falsch und Böse fallen zusammen. Und Gut wird hier im Sinne von Lust bringend, von Nutzen gefaßt. An sich kann es aber keine wahren oder falschen Vorstellungen oder Taten und Dinge geben.

Die Wahrheit zu suchen oder zu entdecken, ist nicht Sache des Pragmatismus. Es gilt, diese zu bilden. Die Erkenntnis und das zu erkennende Objekt sind ihm, wie auch Hegel, identisch; in diesem Sinne bewegt es sich in den gleichen Bahnen wie der deutsche klassische Idealismus. Während aber der letztere nach den Faktoren sucht, die unsere Aussagen in allgemeingültige und notwendige umgestalten, so leistet der Pragmatismus von vornherein auf jede Verbindlichkeit Verzicht. Die Nützlichkeit der Erkenntnismittel ist die einzig allgemeine Bedingung der Wahrheit oder richtiger der jeweiligen Meinung. Wie die Sophisten, so begnügen sich auch die Pragmatisten mit den nutzbringenden Meinungen. Von Wahrheit kann hier eigentlich keine Rede sein.

Man ist nun versucht, zu fragen, wie das Weltbild aussehen mag, das durch diesen instrumentalen Wahrheitsbegriff formiert wird. Gegeben ist das menschliche Tun, das den Ausgangspunkt für das „voraussetzungslose" Denken des Pragmatismus darstellt. Im Anschluß daran schlug auch Schiller unglücklicherweise vor, den Pragmatismus als Humanismus

zu bezeichnen. Dem menschlichen Tun stellt sich die Welt als „ungeformter Stoff" entgegen. Indem der Mensch seine Ziele verfolgt, stößt er auf „Wirklichkeiten", die bisweilen seiner Tätigkeit eine Grenze setzen. Die Umwelt leistet Widerstand, agiert auf eigene Art und Weise, und der Pragmatist, der Mensch schlechthin, erhält Kunde von der Beschaffenheit des fremden „Tuns", und er wendet auch demgemäß neugeartete „Werkzeuge" an. Und so in infinitum. Im Kopfe des Einzelnen gestaltet sich ein Bild von verschiedenen Beziehungen, die dann umgeändert werden. Der Schwerpunkt der neuen Doktrin liegt im menschlichen Tun.

*

Daß der Mensch selbst nach der Anschauung des Pragmatismus mit ändernder Tätigkeit, mit der den Chaos umbildenden Arbeit zu identifizieren ist, versteht sich von selbst. Und Schiller betonte auch ausdrücklich, daß es für ihn weder Subjekte noch Objekte gibt, sondern immer und überall lauter Tun und Tätigkeit. Und so ist auch der Mensch nichts anderes als ein Tätigkeitsvermögen. Wie das Aktivitätsvermögen zu einer sich als Ich oder Mensch wissenden Einheit gelangt, verschweigt der Pragmatismus völlig. Ich will ihm nun zu Hilfe kommen und zwei sich hier bietende Möglichkeiten in Erwägung ziehen. Entweder besteht die Grundeigenschaft des Tuns in reiner Ueberwindung und Aenderung, im Anderswerden schlechthin. In diesem Falle würde das Moment der Umwälzung das Specifikum des menschlichen ausmachen, und der Einzelne wird als Mensch ohne gestern und heute, den Blick in die unbekannte Zukunft gerichtet, erscheinen. Der Pragmatismus würde in Revolutionarismus umschlagen, und es würden ihn all die Argumente treffen, die sich gegen die revolutionäre Kulturauffassung eines Marx, wie diese in den bekannten Thesen zu L. Feuerbachs Anthropologismus zur Aeußerung gelangte, richten. Uebrigens ist dem reinen, von Hegel emanzipierten Marxismus auch die sogenannte technologische Seite des Pragmatismus eigen: die Geschichte der praktischen technischen „Werkzeuge", wie diese vom Marxismus als Fundament des Kulturvermögens statuiert werden, hat der Pragmatismus zur Geschichte auch der theoretischen „Werkzeuge" erweitert. Und das stolze Programm der Pragmatisten (sie überlassen es den Rationalisten und Romantikern, sich um die Erklärung der Welt abzumühen, die einzige Aufgabe des Menschen sei es, diese zu ändern) ist buchstäblich Marx entnommen. Im Jahre 1845 schrieb dieser folgende These nieder: Die Philosophen haben die Welt zu erklären versucht, es gilt, diese zu verändern. Die tatsächliche Aenderung der natürlichen und sozialen Umwelt mache auch die Entwicklung der Wahrheitsvorstellung aus.

Mit dieser rein revolutionären Interpretation kann man sich augenscheinlich nicht zufrieden geben. Abgesehen davon, daß mittels des rein umwälzenden Moments keine konstanten Elemente der Erfahrung und so auch kein Weltbild zu konstituieren ist, so wohnen doch dem ändernden Daseinsmoment keine positiven Zwecke, kein Streben nach Nützlichkeit inne. Der einzelne in seiner Eigenschaft als Revolutionierender würde im besten Falle zur Vorstellung von negativen, negierenden „Werturteilen" gelangen. Von einer „Vermehrung der Welt", wie es die Pragmatisten in Aussicht stellen, könnte kaum die Rede sein. Es gebe dann gar keine „Welt", und gebe es eine solche, so müßte die pragmatische Handlung zu einer prinzipiell neugearteten führen. Für das Wort Vermehrung bliebe kein Platz übrig.

Nicht besser aber ist es mit der rein utilitarisch-technischen Interpretation des Pragmatismus bestellt. Nach ihr müßte menschliches Tun mit „Zwecksetzen" gleichgestellt werden. Die Aktivität, die „Pragma", würde in Anwendung von Mitteln oder „Werkzeugen" zur Verwirklichung von Zwecken, die mit Nutzen zu identifizieren sind, zum Ausdruck kommen. Diese oder jene Vorstellung ist für mich von Nutzen — würde soviel bedeuten, daß ich durch sie meinen Zweck erreiche. Das Tun im Zustande seiner Nichtrealisierung würde sich immerhin durch die Fähigkeit, ein Ziel zu verfolgen, auszeichnen. Als Spezifikum der Tätigkeit und somit des tätigen menschlichen Wesens ergibt sich der Zweck. Wo Zweck ist, ist dann auch erlaubt, von einer Einheit zu sprechen. Indem der Mensch sich Zwecke setzt, oder indem das Tun sich zwecksetzend äußert, wird auch irgendeine Ganzheit in die Welt gesetzt. Und die Tätigkeitsäußerungen, die notwendig sind, um den Zweck zu verwirklichen, stellen sich als Momente des vereinigenden Zweckes heraus. Der Zweck einer Tätigkeitsart ist daher auch ihr allgemeiner Nenner und so auch ihre Realität. Teleologie und Nominalismus schließen einander völlig aus. Es ist demnach falsch, wenn Aristoteles in die Ahnengalerie des Pragmatismus, dem alles „Allgemeine" und Reale einen Spuk und Illusion bedeuten, aufgenommen wird. Leistet aber der Pragmatismus Verzicht auf das „Allgemeine" und Reale, so entsagt er eo ipso auch der Teleologie. Und damit fällt die ganze utilitarisch gerichtete Tätigkeit. Utilitarismus und der Zweckbegriff, in welcher Form es auch sei, setzen einander voraus. Wer aber mit Zwecken operiert, der huldigt dem Apriorismus.

Der voraussetzungslose, jeder Teleologie und Metaphysik entbehrende Pragmatismus gehört in das Bereich der denklichen Unmöglichkeit. Setzt man aber das gesamte Tun der Welt einem Ich gleich, das nach innerer, dialektischer Entwicklung sich an das Nicht-Ich (die Umwelt und die Gegenstände) hervorbringt — eine wohl denkbare Möglichkeit —, so gerät man in die Arme des Fichtianismus. Fichte hat diese Art des solipsistischen Pragmatismus auch gelehrt.

Für den Pragmatismus gibt es jedoch noch einen Ausweg. Man erinnere sich, daß er, dem traditionellen Skeptizismus treu bleibend, nur von Meinungen und obendrein von nutzbringenden Meinungen spricht. Er nimmt die Welt, wie sie augenblicklich erscheint. Die Konstruktionen, die sich ergeben, wenn man seinen eigenen Begriffen auf die Spur geht, haben für ihn keine Bedeutung. Mit all seinen inneren Widersprüchen und Mängeln, mit denen auch der Mensch, der von ihm inauguriert wird, behaftet ist, steht er da und will sich um jeden Preis behaupten und sein Lebensvermögen stärken und vermehren. Der „Pragmatist" kann sagen und er sagt es wirklich: „Was gehen mich die Widersprüche, deren mich das Denken zeiht, an. Ich bin ein ‚Praktiker' und als solcher will ich lediglich um Mittel bedacht sein, die die mir feindliche Welt zu ändern vermochten. Und zu diesem Behufe bedarf ich weder der Theorien derer, die sich die Welt kausal und determiniert, noch jener, die sie sich indeterminiert oder teleologisch darstellen. Ich setze einfach meinen Fuß auf einen Boden, der noch nicht von all diesen Theorien verunreinigt ist, und passe mir, als dem Träger der Zukunft, all euere Vergangenheit und Gegenwart an. In meinem Besitze befindet sich eine Hypothese, die mir wohltut und mich heroisch stimmt, und dieses genügt, um euere Welt aus den Angeln

zu heben und den gesamten Kosmos als Material für das Werkzeug, das ich handhabe, zu betrachten. Sic volo, sic jubeo."

Einem solchen Standpunkte gegenüber, der dem Pragmatismus zugrunde liegt und sich wohl mit absoluter Anerkennung der ‚Praxis' reimt, läßt sich kein Argument der Theorie entgegenstellen. Allein da betritt der Pragmatismus das Feld der Postulate und seine ganze Methode mündet in den Imperativ hinein: Du sollst trotz alledem und trotz aller Konstanz und Gesetze! Der Pragmatismus geht in einen willkürlichen Idealismus über und geht so über sich selber hinaus.

*

Der immanenten Kritik, wie ich sie hier angedeutet habe, müßte noch eine positive auf der Spur folgen: dem pragmatischen Standpunkte müßte ein andersgearteter entgegengehalten werden. Allein an diesem Orte handelt es sich vornehmlich um Argumente, wie diese auf dem Kongreß selbst zutage traten. Meine kritische Beleuchtung des Pragmatismus bitte ich daher als eine Rede zu betrachten, die in der Philosophen-Sitzung selbst nicht gehalten werden konnte. Einmal sind die drei bis fünf Minuten, die jedem an den Debatten hier Beteiligten zur Verfügung gestellt werden, allzu knapp berechnet und dann: Der Gedanke ist kein „Pragmatiker", er liebt die Stille. Hier darf aber wohl noch des Kampfes gedacht werden, den Gregorius Itelson (Berlin) gegen den Pragmatismus geführt hat. Itelson gehört zu keiner der bestehenden Sekten des Empirismus und Kritizismus und zählt vielmehr zu den „Sonderlingen", die jedes Wissensgebiet aufzuweisen hat. Seine Eigenart und Stärke aber liegt in den großen Lehrern, die er für sich in Anspruch nimmt: Galilei, Kepler, Kopernikus, Helmholz, — so heißen die Meister. Logiker vom Berufe, bleibt er immer Philologe und Historiker. Sein Schicksal weist gemeinsame Züge mit dem Salomon Maimons, des Zeitgenossen und Schülers Kants, und wenn man ihn auftreten sieht, denkt man unwillkürlich an die Worte Nietzsches zurück: „Was alles könnten nicht die europäischen Juden aus sich machen, wenn sie sich nur gute Manieren anzueignen vermöchten." In all seinen Vorträgen (Pragmatismus und Wahrheit, Weigel als Vorläufer Spinozas) machte sich der rationalistische Gedanke von der ewigen Wahrheit, die entdeckt werden kann, bemerkbar; Metaphysik wurde (wie es bei vielen Scholastikern und Hegel der Fall ist) mit Logik identifiziert, und die Logik selbst als die obere Wissenschaft von den Gegenständen, den existierenden und nicht existierenden, aufgestellt. Daß der Pragmatismus in diesem Vertreter des „Nomologismus", — des Gedankens nämlich, daß der gesamte gegebene und bloß vorstellbare Weltinhalt von logischer Gesetzmäßigkeit, die das letzte Dasein ausmacht, beherrscht wird, — seinen leidenschaftlichen Gegner finden mußte, versteht sich von selbst. Ich hob bereits hervor, daß Itelson den Vater, den Urheber jedes Gedankens zu kennen vorgibt. Und so gestaltete sich auch sein Vortrag über die Klassifikation der Erkenntnisse zur Mitteilung, daß das verstorbene Mitglied der Berliner Akademie, Harms es war, das ursprünglich die zurzeit von den Professoren Windelband und Rickert gepflegte, äußerst wichtige Einteilung der Wissenschaften in Naturwissenschaft und Geschichte (und nicht, wie üblich, in Natur- und Geisteswissenschaften) vorgenommen hat. Darüber aber und im Zusammenhang damit über die feinen Betrachtungen des Kongreß-Präsidenten, Wilhelm Windelbands (Zum Begriff des Gesetzes), komme ich im nächsten Heft

des „Archivs für systematische Philosophie", in meinem Bericht über die Literatur zur Metaphysik, zu sprechen. Hier scheint mir der Ort für so abstrakte, streng fachmännische Untersuchungen nicht geeignet zu sein. Was nun die vielen Mitteilungen in den Sektionen betrifft, (so u. a. die bedeutsamen Ausführungen Ferd. Tönnies' über eine neue moralstatistische Methode), so kann über diese erst ein Urteil gefällt werden, nachdem der Kongreßbericht vorliegen wird.

Alles in Allem: im Mittelpunkt der philosophischen Diskussion stand der Pragmatismus und es lohnt sich einmal, den kulturpsychologischen Konsequenzen dieser neo-sophistischen Doktrin eine besondere Betrachtung zu widmen. Dank der Stadt Heidelberg und der Badener Regierung fühlten wir Kongreßmitglieder uns wohl und heimisch. Die „fette Pfalz", die einst von Spinoza verschmäht wurde, die Hegel als für das Philosophieren nicht sonderlich geeignet schien und der doch K. Fischer, dieser Plutarch der europäischen Philosophie, nachsagte, es ließe sich dort gut leben, bekam auch uns gut. Allein auf dem Kongreß selbst ging es bisweilen wie in einer politischen Versammlung zu. Da wurden hier und da Unterschiede gemacht. Und dies schickt sich durchaus nicht für die Jünger dieser Wissenschaft. Plutarch erzählt, daß, als einst Sophokles, der bei einer Unternehmung zur See mit Perikles das Kommando teilte, einen schönen Knaben pries, Perikles sagte: „Ei, mein Sophokles, ein Feldherr muß nicht nur die Hände, sondern auch die Augen rein halten."

Groß und Wright. Von C. v. Bredow.

Der 10. und 12./13. September haben uns neue Marksteine in der Aëronautik erbracht. International, wie das Wesen dieser neuen Elemente bezwingenden Raumbesieger, sind auch die Siegesbahnen dieser denkwürdigen Septembertage. „Schwerer als die Luft" hat unter des kühnen Orville Wrights Führung bei Fort Meyer einen Wunderrekord geschaffen. 40 englische Meilen (64½ km) in 66 Minuten. Starker, oft böiger Wind, wiederholt 200—250 Fuß hoch*). Jeder Windregung leicht und vogelartig sich anpassend. Dort seit Wochen zahlreiches Publikum und Berichterstatter.

Still in schweigender Nacht hat das halbstarre Militärluftschiff unter Groß-Basenachs Führung einen Weltrekord aufgestellt. In andauernder 13 stündiger Fahrt 282 km gegen Windstärken von 11—13 Sekundenmetern bei Höhen von 1000—1300 m. Ein Sieg, der zeigt, auf wie richtigem Wege beide mit ihrer Neukonstruktion sind: Vergrößerung um mehr als den doppelten Gasinhalt, zwei Motoren anstatt einen. Mit dieser Leistung hat das Militärluftschiff die Führung genommen im Gebiete kriegsbrauchbarer Aërostaten. Der Luftschiffer Hauptaufgaben im Kriege werden stets Aufklärung und Nachrichtendienst bleiben. Entfernungen von 300 km genügen als Aktionsradius für die meisten strategischen Aufgaben der Heeresleitung. Dabei die sichernde Höhe und der 2½ stündige Luftkampf über Rathenow. Sodann: Leichte Zusammenlegbarkeit, leichte Landung, mindere Werte. Alles Faktoren, die das Militärluftschiff Konstruktion 1908 für Kriegszwecke in den Vordergrund rücken. Das ist, was wir suchen und was wir brauchen. Für das Verkehrsleben und auch eventuell für Kampfzwecke, d. h. bei weiterem Ausbau, wird das starre System größere Vorteile bieten und ausbildungsfähiger sein. (Herr Reg.-Rat Martin legt in seinen neuesten Berechnungen

*) Am 13. Sept. sogen. 72 Minuten-Flug.

in Nr. 19 der „Gegenwart“ eine Tragfähigkeit von 50 Mann zugrunde. Er eilt damit der praktischen Jetztleistung weit voraus.) Die geringe Anzahl von vier Personen macht das Militärluftschiff für Verkehrszwecke fast ausscheiden. Wie nun aber weiter?

In Kürze wird auch Major von Parsevals unstarres Luftschiff seine Probefahrt auf Kriegsbrauchbarkeit bestehen. Wertvolle Vergleichsmomente werden dadurch gewonnen werden. Die Frage ist dann reif. In allen technischen Angelegenheiten — ausgenommen deren wichtigsten Zweig: Bewaffnung — arbeiten wir langsam. Wir wollen dort sparen. Wir werden's auch hier tun, befürchte ich. Siehe Lastselbstfahrer und Unterseeboote. Nur immer langsam voran. Und doch nützen alle Friedensschalmeien nichts. Die brutale Gewißheit bleibt: Mit dem liberalen Ministerium Englands fällt der Freihandel, der für den deutschen Export eine Lebensfrage ist. Und das tägliche Brot kann sich niemand nehmen lassen. Dann müssen wir stark sein. So fordert der Luftsieg des Major Groß gebieterisch auch die sofortige Ausnützung. Fazit: Aufstellung von mehreren Luftschiffen für jeden größeren Waffenplatz, einschließlich der Kriegshäfen und für jede im Kriege aufzustellende Armee etwa 50. Und da es dafür an geschultem Personal fehlt, so muß dieses zunächst aufgestellt und ausgebildet werden. Das aber fordert Zeit, die wir nicht zu verlieren haben, wollen wir den Kopf vorne behalten.

Aehnlich liegt es mit dem Vogelflieger, denn so könnte man den Aëroplan nun wohl benennen. Orville Wrights Leistung ist phänomenal. Ich bin aber erstaunt, zu lesen, daß Major von Parseval dem Vogelflieger Bedeutung für den Patrouillendienst zumißt. Bei der Einführung des Rades haben wir uns ähnlichen Hoffnungen hingegeben. Geringe Flughöhe und Motorpropeller-Geknatter macht sie dafür kaum verwendbar. Ihr Wert liegt im Nachrichtendienst. Eine Vogelfliegerabteilung bei jedem höheren Stabe könnte wertvolle Dienste leisten, zur Verbindung, zur Befehlsübermittlung. Auch im Gefecht, da ihr schneller Flug es ermöglicht, den Hauptteil des Fluges außerhalb der wirksamen Geschoßzone zurückzulegen. Applizieren wir einmal auf die Kriegsgeschichte: Orville Wrights Drachenflug vom 10. September hätte genügt, um am 7. August 1870 das rechtzeitige Eingreifen der Divisionen Metmann, Montaubon und Castagny auf dem Schlachtfelde von Spichern zu gewährleisten. Ein etwas gegen die Orne ausholendes Motorluftschiff aber hätte bereits am frühen Morgen des 18. August 1870 den rechten Flügel der französischen Stellung bei Roncourt feststellen können. Spichern war dann kein Sieg, Gravelotte, wenn's war, ein leichterer.

Aber zur Kriegsbrauchbarkeit der Vogelflieger ist Bedingung: Aufstieg ohne besondere Vorbedingungen, also keine Latten und Schlitten, sodann: Zwei Mann an Bord. Das aber sind stets Luftgladiatoren. Motorpanne ein Geschoß in den Kühler oder Vergaser — und der Rest ist Schweigen. Der Eid lautet: Zu Wasser und zu Lande. „Auch in der Luft“ dürfte bald zuzusetzen sein. —

Zauber.

Morgen werden viel Sterne scheinen,
morgen wirst Du nach mir weinen
und ins tote Fenster späh'n ...
Dann hinauf zum Glanz der Ferne
wirst Du flieh'n, und tausend Sterne,
all die stillen kleinen Sterne
wirst du durch zwei helle Tränen
groß wie Sonnen zittern sehn ...

Hans Carossa.

21 Briefe Tolstois. Von Adolf Heß. (Schluß.)

X.

1874.

Die ganze Zeit, während der ich meiner Frau Ihren letzten Brief vorlas, unterbrach sie mich mit Lobpreisungen Ihrer Person und Olga Andrejewnas, an denen ich mich beteiligte. „Die verstehen es; das sind liebe, das sind gute Leute“ . . . usw. Ich schrieb Ihnen so, um jedenfalls mein Herz auszuschütten, ohne zu erwarten, daß Sie mir helfen würden. Wir sind Ihnen sehr, sehr dankbar. Schade nur, daß ich die Bedingungen für die Gouvernante nicht genau aufgeschrieben habe. Seitdem wir mit Ihnen sprachen, haben wir uns überzeugt, daß das Mädchen nicht eine Wärterin, sondern eine Gouvernante braucht, d. h. ein weibliches Wesen mit höherer Geistesbildung als die Bonnen besitzen, die man nur der Sprache wegen nimmt und unter denen sehr schlechte sind. Kurz gesagt, wir nehmen auch eine für 300 Rubel, wenn es ein braves Mädchen ist; mehr wünschen wir aber eine, die sechs Jahre bei dem Mädchen, bis es vollständig erwachsen ist, bleiben könnte; also eine Gouvernante für 600 Rubel. Uebrigens ist alles — Schicksal, und wir erwarten es aus dem Briefe Mlle. Elfrot's. An Botschinski habe ich auf Ihr Anraten geschrieben. Ich habe an verschiedene Adressen geschrieben, was Sie mir aber über den für Ihre Schwester Engagierten schreiben, gefällt mir sehr. Mein Ideal ist ein kinderloses Ehepaar —: Professor, Lehrer, ich weiß, es gibt solche. Wer uns bestimmt ist, kann man nicht vorher wissen, besonders da meine Bedingungen sehr weit gehen. Wenn es nur moralische Leute sind, so ist ihr Gehalt 1000 bis 2000 Rubel. Jedenfalls danken wir Ihnen und Olga Andrejewna von ganzem Herzen für Ihre Hilfe.

Ich fahre morgen nach Samara, um zu sehen, was da herausgekommen ist und um abzurechnen. Am 14. August bin ich, so Gott will, zu Hause und fahre dann zu Ihnen, zu Schatilow. Wenn es mir aus irgend einem Grunde nicht möglich ist, so schreibe ich. Um eins bitte ich Sie jedenfalls: Berauben Sie uns nicht des versprochenen (Vergnügens) — Sie bei uns zu sehen. Warum schreiben Sie nicht von Ihrer Arbeit? Neulich war Strachow bei mir, wollte mich bange machen wegen meines Romans*), aber ich habe ihn genommen und hinaus geworfen. Schrecklich widerwärtig und ekelhaft!

Juli. Ihr L. Tolstoi.

XI.

1874.

Was ich befürchtet, ist eingetroffen, teurer Paul Dmitrijewitsch, nämlich, daß ich zum 15. nicht zu Schatilows kommen und Ihre Gesellschaft nicht genießen konnte. Meine Reise nach Samara hat mich aufgehalten, und ich fahre später nach Machowoie. Meine Frau bittet, Olga Andrejewna ihren großen Dank zu übermitteln für ihre Bemühungen um eine Gouvernante und die Hoffnung darauf, daß Sie nicht die Absicht aufgegeben haben, uns des großen Vergnügens Ihres Besuches zu berauben. Französisch ausgedrückt „machen wir

*) Der russische Kritiker N. Strachow hat ausführlich über Tolstois Roman „Krieg und Frieden“ geschrieben. Der hier in Rede stehende Roman „Anna Karenina“ begann 1875 zu erscheinen, vollendet 1878. (3 Bde.)

uns ein Fest daraus" und gedenken Sie am 20. zu sehen. Telegraphieren können Sie uns, wenn Sie nicht rechtzeitig schreiben können, wegen Sendung eines Wagens nach Jasenki. Ihre Reise zu uns kann mit dem Courierzuge nach Tula um 12 Uhr mittags und mit dem Personenzuge, der abends um 11 Uhr in Jasenki ankommt, erfolgen. Für uns sind beide gleich bequem. Wählen Sie den, der für Sie der bequemere ist.

Meine Korrekturen, so gleichgültig sie mir auch sind, stehen jetzt zu Ihren Diensten.

Richten Sie unsern Gruß und unsere Dankbarkeit an Olga Andrejewna aus.

15. August. Ihr L. Tolstoi.

XII. 1874.

Ich bin Ihnen, teuerer Paul Dmitrijewitsch, sehr dankbar für Ihre beiden Briefe, auf die ich noch nicht antworten konnte. Wir waren bei Djakows und dort erhielt ich den letzten Brief. Ich kann nicht sagen, daß ich über die Nachricht vom Stande Ihrer Angelegenheiten erfreut war. Das ist nur ein Aufschub, und die Ungewißheit ist doch so quälend. Wegen der Nowosilsker Besitzung habe ich Erkundigungen eingezogen und Mjasnow gesehen, sowie ihm die fraglichen Punkte hingeschrieben. Wenn ich Antwort bekomme, schicke ich sie Ihnen. Er sprach über den Preis so, daß ich annehme, sie werden für 45 000 verkaufen. Und nach allem, was ich erfahren habe, rate ich Ihnen sehr zu kaufen. Schatilow hat (wie er mir sagte) Ihnen geschrieben, er riete nicht zum Kauf; hören Sie nicht auf ihn.

Haben Sie Ihre Bücher erhalten, für die ich noch einmal sehr danke, und sind sie alle heil? Nekrassow*) habe ich beizulegen vergessen, ich schicke ihn nach. Wir sind gestern von Djakows zurückgekehrt und machen uns wieder mit großem Vergnügen an unsere ständige Arbeit. Einen Hauslehrer und eine Gouvernante haben wir noch immer nicht. Danilowitsch gefällt mir nicht, abgesehen davon, daß Sie ihn protegieren; dagegen ist Ihr Brief über ihn und all seine Beziehungen zur Familie Basiltschikow — reizend. So sehe ich alles vor mir und durchlebe es. Ich war bei Leontjew wegen eines Hauslehrers und sprach über Ihren Artikel über den russischen Vers. Er wünscht sehr, ihn zu drucken. Wenn Sie etwas Besseres finden können, so ist es gut, vergraben Sie ihn aber nicht in allerhand Altertümer. „Was ist da zu machen" eine anständige Zeitschrift gibt es nicht; die „Vaterländ. Bl." sind widerwärtig durch ihre eigenen Widerwärtigkeiten, und der „Russ. Bot" durch die entgegengesetzten; eine Mittelstraße gibt es da nicht. Wir hoffen sehr auf eine Gouvernante durch Mlle. Elfrot und danken recht sehr. Bestellen Sie unsere Grüße an Olga Andrejewna und schreiben Bylinen, ich mache, mit einem ergebenen Diener, damit Schluß und stelle meine Briefe an Sie ein, bis Sie schreiben.

15. September. Leo Tolstoi.

XIII. 1874.

Ich schicke Ihnen, lieber Paul Dmitrijewitsch, was mir Mjasnow auf Ihre Fragen schrieb; er war nicht dort und reist nicht mehr. Meine Meinung ist, kaufen Sie dennoch.

2. Oktober. Ihr L. Tolstoi.

*) Der bekannte russische Dichter (1822—76).

XIV. November 1874.

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, Paul Dmitrijewitsch, und will Ihnen jetzt nur einige Worte schreiben. Mich haben Sorgen gequält, Verdrießlichkeiten, und namentlich Krankheiten in der Familie: bald meine Frau, bald die Kinder. Meine Tochter Tanja ist vor einer Woche mit dem Genick auf das Parkett gefallen und war dem Tode nahe. Jetzt ist sie außer Gefahr, aber das Schlüsselbein ist gebrochen, und ich bringe sie morgen nach Moskau. Meine Frau hat Fieber, das Kleine Frieseln. Ich weiß selbst nicht, sind es Masern oder Pocken. Die größten Sorgen aber sind pädagogische, theoretische und praktische. Am Roman arbeite ich nicht. Ich habe jetzt drei Bitten an Sie:

1. Sie sagten einmal, daß Leonid ein Kenner von Heiligenleben sei und bereit wäre, bei der Einrichtung von Leseabenden für das Volk zu helfen. Sollte er nicht so gut sein und ein Verzeichnis der besten volkstümlichen Lebensbeschreibungen von denen des Makarius*), Dmitr. Rost**) und aus dem Paternik (Heiligengeschichtenbuch) zusammenzustellen. Ich will versuchen, nicht, sie umzuarbeiten, sondern zur Volkslektüre auszuwählen und herauszugeben.

2. Mlle. Elfrot, was hat die ausgerichtet? Ich habe eine Alte, aber auf die ist kein Verlaß.

3. Stellen Sie mir zur neuen Ausgabe der Fibel soviel Bylinen zusammen, wie Sie können und wollen. Vielleicht einen kurzen, aber einen Hauptteil des Ilja***), der einen Abschnitt für sich bildet.

Von ganzem Herzen Ihr L. Tolstoi.

Unsern Gruß an Olga Andrejewna.

XV. 1875.

Endlich habe ich von Ihnen Nachricht erhalten, lieber Paul Dmitrijewitsch, und freue mich sehr darüber. Noch mehr freue ich mich über das halbe Versprechen, das Sie in dem Briefe geben — zu uns zu kommen. Meine Gesundheit ist in diesem Jahre sehr schlecht. Habe mich erkältet und bin den ganzen Winter fast nicht aus dem Hause gegangen; außerdem ist das kleinste Brustkind bei uns an einer schrecklichen Gehirnkrankheit erkrankt und gestorben. Für meine Frau war es sehr schwer. Arbeit aber hatte ich und habe ich in diesem Winter sehr viel, — den Roman, die neue Fibel, die jetzt gedruckt wird, und noch andere Arbeiten, sowie ein besonderes praktisches Werk, das ich in unserm Bezirk einrichte und dessen Resultate ungewöhnlich gute sind.

Ich habe dem Archimandrit Leonid schon sehr lange geschrieben und keine Antwort erhalten. Fragen Sie bitte gelegentlich bei ihm an. Ich fürchte bereits, ich habe ihm ungeschickt geschrieben, ihn unabsichtlich durch irgend etwas gekränkt.

Die Besitzung wird im Bezirk Mzenski, Gouvernement Orlow, unmittelbar bei der Zwischenstation Bastjew 8 Stunden von Moskau verkauft. Soviel ich mich erinnere (sind

*) Der Metropolit Makarius (16. Jahrh.) gab im „Stufenbuch“ eine Darstellung kirchlicher und politischer Ereignisse in der „Stufenfolge“ der großfürstlichen Geschlechter.

**) Dmitrij Metropolit von Rostow († 1709) hat sich auch im Kirchendrama versucht.

***) Bylinenheld.

es) 250 Desjatinen. Ich weiß, daß Sie kein Land haben wollen; wenn Sie es aber wünschen, kaufen Sie dieses. Man fordert, glaube ich, 90 Rubel für die Desj. Haus, Garten, Wasser, Möbel, Pferde, Vieh. Ein belebter, hübscher Ort. Verkäuferin ist Frau Ulferow. Ich kaufe ihr ihre andere Besitzung ab, die bei meiner Tschernsger liegt. Ich habe für 80 Rubel gekauft. Der Boden ist schlechter; dann ist da kein Wohnhaus und Gebäude.

Sehr leid tut uns die Krankheit Olga Andrejewnas. Ich hoffe, daß sie jetzt schon wieder ganz gesund ist, und in der Einsamkeit an der Fortsetzung des schon begonnenen Romans arbeitet. Bitte beenden Sie und besonders geben Sie in Druck Ihren Artikel über das russische Namenverzeichnis; etwas anderes als ein Erfolg — ein schneller oder langsamer — das weiß ich nicht — kann dabei nicht herauskommen. Sie müssen die Sache sich vom Halse schaffen und wir, die Literatur, müssen Sie haben. Strachow schrieb mir über Sie und Ihren Artikel.

Beides hat auf ihn denselben Eindruck gemacht, wie auf mich, d. h. einen sehr angenehmen und ernsten. Ich habe mich sehr darüber gefreut.

März. Ihr L. Tolstoi.

XVI.

1875.

Ich freue mich sehr, daß Sie sich nach Ihrem Geschmack eingerichtet haben, Paul Dmitrijewitsch, wenngleich dieser für mich sonderbar ist. Ein Landgut ohne Land und deswegen (ohne) ländliche Interessen! Sie schlagen mir vor, zu erraten, wieviel Sie bezahlt haben? 5000.

Ich verstehe wohl, wie die Längen und Kürzen Sie quälen; ich kenne das. Ich hatte auch kürzlich mit der Grammatik und mit russischen Hauptwörtern zu tun; aber ich verstehe nicht, warum Sie nicht drucken lassen. Sie schreiben wie ein Maler. Mein Rat ist, schnell zu drucken und sich eine andere Arbeit zu suchen.

Ich war diesen ganzen Winter so beschäftigt, wie nie. Und noch sind die Winterarbeiten nicht beendet, da kommt schon der Frühling mit seinen praktischen Anforderungen, und ich fühle mich matt, und kann die Zeit, wo ich mich in die stillen Steppen von Samara zurückziehe, garnicht erwarten. Meine Frau ist ebenfalls erschöpft, teils durch ihre Krankheit — jetzt geht es ihr etwas besser — teils durch die Kinder (wir haben weder Hauslehrer noch Gouvernante — nächstens kommt eine) ferner durch Frühjahrssorgen und Vorbereitungen zur Reise.

Wie traurig, daß Olga Andrejewna nicht schreibt und den schon begonnenen Roman nicht weiter bringt, geschweige beendet. Entschuldigen kann sie nur Krankheit; ich hoffe aber, daß die jetzt vorüber ist. Bestellen Sie unsere herzlichen Grüße.

Ich fahre nächstens zu Einkäufen und in Geschäften nach Moskau. Werden wir uns da nicht begegnen? Wenn nicht, wollen Sie mir dann nicht mal nach Samara (einfach nach Samara) schreiben? Es ist so angenehm, von Leuten, die man gerne hat, Briefe zu bekommen.

Mai. Ihr L. Tolstoi.

XVII.

Wir sind nun 14 Tage hier, teurer Paul Dmitrijewitsch, und da freute ich mich, als ich Ihre Handschrift auf einem Brief erkannte; wurde aber sehr traurig, als ich von der Krankheit Olga Andrejewnas erfuhr. Ich hoffe, daß die Besserung, von der Sie schreiben, zur vollständigen Genesung fortgeschritten ist. Ich hoffe, mich etwas in Moskau aufzuhalten und Sie wieder zu sehen.

Ende September muß ich etwas sehr Unangenehmes durchmachen — als Geschworner in Sergiewski. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Erfolg bei Ihrer Arbeit. Nichts ist schlimmer, als sich gegenseitig seine künstlerische Pläne mitteilen.

Wenn Sie in der Unterhaltung erzählen könnten, was Sie in Ihrem Drama ausdrücken wollen, wäre es für Sie eine Kleinigkeit, es auch niederzuschreiben. Deswegen habe ich auch sicherlich nicht verstanden, was Sie tun wollen.

Ein Kunstwerk ist die Frucht der Liebe. Liebe ohne Werke ist aber tot. Tun Sie das Werk der Liebe und wir gewinnen das lieb, was Sie lieben.

Ich hoffe auf Wiedersehen. Ihr L. Tolstoi.

Bestellen Sie bitte meinen herzlichen Gruß und Genesungswunsch sowie die Bitte um Fortsetzung des begonnenen Romans an Olga Andrejewna.

XVIII. Frühjahr 1876.

Ich danke Ihnen, teurer Paul Dmitritjewitsch, daß Sie an mich gedacht haben — schade nur, daß Sie nichts Gutes von sich melden; das erste ist, daß Sie, wie ich sehe, nicht arbeiten, nicht bis über beide Ohren in Arbeit stecken. Das ist die einzig richtige Art und Weise. Ich will gar nicht wissen, was Sie arbeiten. Das ist ganz egal. Ich weiß nur, daß es Dinge gibt, die Sie wissen, und andere nicht wissen — poetische und philologische, wissenschaftliche oder künstlerische, nur müssen Sie diese Dinge aussprechen und, um das zu tun, fleißig arbeiten. Das aber tun Sie nicht und das ist nicht schön. Das zweite ist, daß Sie im Auslande, in Italien sind. Sie werden nicht glauben, daß ich lieber in Mama-Dyschi als in Venedig, Rom, Neapel wohnen will; auf diesen Städten und auf dem Leben in ihnen lagert eine solch konventionelle, unveränderliche Größe und Schönheit, für mich aber eine solche Abgeschmacktheit, daß mir schlecht wird, wenn ich daran denke; und über sie lesen (kürzlich schickte mir Strachow seinen Artikel über Italien und die Kunst) ist mir unerträglich.

Am allerschlimmsten ist aber, daß Olga Andrejewna krank ist. Es gibt für einen gesunden Mann keine schrecklichere Lage, als die Krankheit seiner Frau. Ich habe dieses Jahr diesen Zustand durchgemacht und mache ihn noch durch. Meine Frau war gefährlich krank. Hat den ganzen Winter gekränkelt, ist von Kräften gekommen, und jetzt liegt sie wieder im Bett und man zittert jede Minute, der Zustand könne sich verschlimmern. Für mich ist diese Lage besonders qualvoll, weil ich weder an Doktoren, noch an Medizin, noch daran glaube, daß menschliche Mittel den Gesundheitszustand, d. h. das Leben eines Menschen auch nur um Haaresbreite ändern können. Infolge dieser Ueberzeugung, die ich in mir nicht verändern kann, nehme ich alle Aerzte, folge allen ihren Vorschriften und

kann deshalb gar keine Pläne haben. Sehr möglich, daß wir bald ins Ausland fahren, wahrscheinlich nach Italien, das mir so zuwider ist, aber doch weniger, als Deutschland. In Europa könnte ich, glaube ich, nur in England leben, aber von dort reist man seiner Gesundheit wegen fort, während hinzufahren niemand Lust hat. Ueberhaupt hat die Krankheit meiner Frau, der Tod meiner Tante, die diesen (Winter) bei uns gestorben ist und der Tod eines neugeborenen Mädchens, — alles das hat diesen Winter für mich zu einem sehr schweren gemacht. Mich trösten nur die Kinder, die Gott sei Dank gut wachsen, und die Arbeit, in der ich bis über beide Ohren stecke.

Den ersten Trost haben Sie nicht, den zweiten müssen Sie sich verschaffen.

Hauptsächlich wünsche ich aber ihr selbst und ebenso Ihnen, daß es Olga Andrejewna gutgehen möge.

Auf Wiedersehen. Bitte schreiben Sie, wenn auch nur bisweilen.

Ihr Sie aufrichtig liebender L. Tolstoi.

XIX. 1876.

Es hat mich sehr gefreut, zu hören, daß Sie nach Rußland zurückgekehrt sind, teurer Paul Dmitrijewitsch und mich nicht vergessen haben.

Wir rüsten uns noch nicht zur Reise ins Ausland, aber die Gesundheit meiner Frau, die mich Frühjahrsanfang erfreute, erschreckt mich wieder und droht, den gewöhnlichen Gang unseres Lebens zu stören. Sie trinkt Brunnen, meiner Meinung nach ist aber in den Badeorten, wo man Brunnen trinkt, nicht die Flüssigkeit das Wertvolle, sondern die ruhige Umgebung und das Fehlen von Sorgen — unter welchen Bedingungen man trinkt — und ich rate ihr und werde ihrem Doktor raten, sie in ein Bad im Auslande zu schicken. Sie wünscht es nicht, weil ihre Schwester T. A. Kusminskaja aus dem Kaukasus gekommen ist und mit Familie bei uns wohnt, aber ich werde darauf bestehen und in 14 Tagen fahren wir beide zusammen nach Moskau zur Besprechung mit dem Arzt. Und erst danach wird die Frage, wo und wie wir den Sommer hinbringen, für uns entschieden.

Es versteht sich von selbst, daß wir uns stets freuen, Sie in Jaßnaja zu sehen, aber bei der Unbestimmtheit unserer Lage müssen wir uns noch einmal schreiben. Außerdem fahre ich in den ersten Tagen des Juni ins Gouvernement Woronesk. Ich schrieb Ihnen nach Venedig und schrieb, daß ich mich sehr über die Beendigung Ihrer Arbeit freue. Leider kann ich nicht dasselbe von Olga Andrejewnas Arbeit sagen; ich fühle, daß ich ein unbegründetes Vorurteil gegen Dramen — historische und in Versen — habe, und in dieser Sache kein Richter bin. Ich bedauere doppelt: daß ich Dramen nicht schätzen kann und noch mehr, daß, hiernach zu urteilen, der schöne Anfang des Romans fallen gelassen ist. Bestellen Sie bitte meinen und meiner Frau Gruß an Olga Andrejewna und meinen an Ihren Bruder*). Ich hoffe und wünsche von ganzem Herzen, daß seine Angelegenheiten besser stehen. Wir sind, scheint's, gar verschiedene Naturen, aber er ist mir stets in höchstem Grade sympathisch.

16. Mai. Ihr L. Tolstoi.

---

*) D. D. Golochwastow.

XX.

Sommer 1876.

Kürzlich bin ich aus Samara und Orenburg zurückgekehrt, teurer Paul Dmitrijewitsch, und habe Ihren lieben Brief erhalten. Es wäre sehr schade, wenn wir uns nicht wiedersehen würden; unsere Umstände und Pläne sind folgende:

Ich habe, nach langwieriger und beschwerlicher Reise, ermüdet und nicht ganz gesund, die Absicht, fest zu Hause zu bleiben und die im Sommer verlorene Zeit wieder einzuholen, d. h. viel und angestrengt zu arbeiten; meine Frau aber, die nur meine Rückkehr abgewartet hat, reist demnächst d. h. um den 27. herum zum Aussuchen und -Wählen einer Gouvernante für ihre Tochter auf einige Tage nach Moskau.

Kleine Kinder — kleine Sorgen, große Kinder . . . Ich habe nie geglaubt, daß das Erziehen der Kinder, d. h. sie nur so weit bringen, wie alle anderen sind, so viel Mühe machte und so viel Zeit in Anspruch nähme.

Meine Frau bedauert sehr, wenn sie alsdann des Vergnügens beraubt wird, Olga Andrejewna zu ewpfangen; wenn aber ihre Ankunft mit der Rückkehr zusammenfiele, würden wir uns sehr freuen, sie zu sehen.

Sie schreiben von der Pflicht, zu lehren, und von dem Widerstand dagegen. Sie glauben nicht, wie man mit den Jahren, durch eine Familie und soziale Pflichten gebunden, immer mehr die Inkongruenz der Kräfte mit der bevorstehenden Arbeit fühlt: die Arbeiten nehmen stets zu und die Kräfte nehmen immer mehr ab.

Jedenfalls bitte ich, an meine aufrichtige Freundschaft zu glauben.

Ihr L. Tolstoi.

Ein herzliches Willkommen an Olga Andrejewna.

XXI.

1877.

Ich habe mich sehr gefreut, Paul Dmitrijewitsch, von Ihnen eine kurze Nachricht zu erhalten. Ich denke oft an Sie und stets mit sehr angenehmen Gefühlen. Wir leben ganz in alter Weise, nur ist meine Frau nicht ganz wohl und ich lebe müßig.

Für Sie ist es, bei Ihrer Energie und den Kenntnissen, über die Sie verfügen, eine Sünde zu faulenzen und auszuspannen. Buslajews*) Artikel gefällt mir sehr. Ich habe ihn durchflogen und lese ihn noch einmal durch, schreiben werde ich aber über den Gegenstand nicht.

Bestellen Sie meinen und meiner Frau Gruß an Olga Andrejewna. Ich drücke Ihnen freundschaftlich die Hand.

25. November. L. Tolstoi.

*) F. J. Buslajew ist einer der bedeutendsten russischen Sagenforscher.

Die Stimme des Bluts. Von Hermann Bahr.

„Da fahren wir jetzt in den Kanal von Selve," sagte Alban, indem er neben sie trat, sich ein wenig neigend, um es ihr auf der Karte zu zeigen. „Das ist Premuda, dort Melada. Wir müssen gleich in Zara sein."

„Ja?" sagte Pia, aber es war eine teilnahmlose, gar nicht neugierige Frage. Er legte die Hand auf ihren Arm und fragte zärtlich besorgt: „Macht's Dich müd?"

Sie nahm seine Hand und drückte sie. „Nein," sagte sie, „gar nicht." Ein wenig fröstelnd, zog sie das Tuch an. Und wieder ganz in den ausgestreckten Stuhl zurückgelehnt, sagte sie leise: „So schön ist das! Das weiße Schiff, die weißen Möwen, der weiße Schaum, dort die weißen Riffe, hinten der weiß eingehüllte Berg, und auch der Himmel scheint einen weißen Schleier zu haben."

„Dafür aber," sagte Alban, „ist der Kapitän schwarz wie die Hölle."

Sie sah verwundert auf. Dann wendete sie sich ein wenig nach der Brücke des Dampfers hin. Alban sagte: „Er ist jetzt nicht oben, er macht sich schön, zum Diner. Ein ganz kleiner Kerl, aber wie von tausend Teufeln bewohnt, und man hat das Gefühl: wo man ihn nur antupft, müssen Funken spritzen. Du mußt Dir ihn ansehen. Aber nicht zu gut!"

„Wie?" sagte sie. Und er verstand, daß sie ihm nicht mehr zugehört hatte, sondern schon wieder in ihren Gedanken war. Er stand noch eine Weile neben ihr, dann ließ er sie, ging ganz vor, bis an den Anker, und stellte sich in den naß wehenden Wind. Gleich aber kam er zurück, um nach ihr zu sehen, doch auf der anderen Seite, weil er sie nicht stören wollte. Sie fühlte ihn hinter sich, und ohne sich umzuwenden, hob sie nur ein wenig die Hand, ihm mit den Fingern winkend. Er trat hinter den Stuhl, und indem er nur ihr Tuch zuzuziehen schien, berührte er den Hals. Sie schmiegte sich an. Dann fragte sie, ins Land zeigend: „Wie heißt der Berg mit dem vielen Schnee?" Er lächelte, weil er das Gefühl hatte, daß sie gar nicht fragte, um es zu hören, sondern bloß, um ihn zu erfreuen. Dann sagte er: „Das ist der Velebit."

Sie sagte: „So viel Schnee, nur Eis und Schnee!" Und dann nach einer Weile leise: „Da ganz oben möcht' ich sein! Und überall nichts als den weißen Schnee! Und ganz hoch oben, ganz weit weg!" Und sie streckte die schmalen, blassen Hände vor, als ob sie den Berg am liebsten umarmt hätte. Aber plötzlich erwachend, sah sie sich um und sagte, traurig nickend: „Ich bin wirklich undankbar. Es ist doch so schön hier!" Er hörte, daß sie gleich weinen würde, wollte sie verlegen beschwichtigen, aber sie ließ ihn nicht und bat: „Nur noch ein paar Tage mußt Du mich lassen!" Flehentlich und zugleich fast zornig sagte sie das. Sein zärtlicher Blick verwirrte sie, und ungeduldig wiederholte sie, sich in ihr Tuch verkriechend, mit gesenkten Augen: „Ein paar Tage mußt Du mich noch lassen." Er sagte nur noch: „Aber, Kind, was quälst Du Dich? Es ist doch nur natürlich." Dann ging er.

Eben landeten sie. Geschrei, Gewühl von rennenden, rufenden Menschen auf dem langen Molo, das Stoßen des rasselnden Krans, Späße von lauten Buben, und ein drängendes Hin und Her, ein unendliches Auf und Ab, ein Fragen und Winken und Hasten, und unten die feine Welt der weißen Stadt Zara, das Schauspiel

der Fremden zu genießen, in schwatzenden Scharen, Offiziere mit ihren Frauen, die jungen Herren von der Statthalterei, die hier Dalmatien heben, ganz junge Mädchen, schon kokett, noch errötend, zu dritt Arm in Arm, immer kichernd, mit fliegenden Zöpfen, und ein Trupp Soldaten vom Grazer Regiment, unbeweglich beisammen, mit offenen Mäulern, und Italiener, klein, flink, frech, überall herumspähend, spottend, liebenswürdig und feindselig, so in der Mitte zwischen Dandy und Verschwörer, mit bunter Krawatte und schwarz flatterndem Mantel, und große Kapuziner mit langen Bärten, lustig und aufgeregt, und diese stillen, gehorsamen, traurigen Dalmatiner, müden alten Pferden gleich, mit der ewigen Furcht in den so strengen, frommen, treuen Gesichtern; einer, ein ganz alter mit einem dicken weißen Schnauzbart, saß, ließ die Beine hängen und regte sich nicht, einen großen Tschibuk schmauchend, es hatte was unsäglich Rührendes für Alban, wie er in der Menge saß, unbekümmert, unwissend um dies alles, schien's, und nichts als rauchend, einem verbannten alten Fürsten gleich; Alban warf ihm ein Geldstück zu, er fing es auf, und ohne nach Alban zu sehen, bog er sich ein wenig auf seine geballte Faust herab und drückte den Mund mit einem langen Kuß auf ihren Rücken; und der letzte Pfiff und das Schnauben der Maschine, Rufe, Späße, Mädchenlachen, Händewinken, Hundebellen, noch einmal der lange, heulende Pfiff, Alban sieht noch immer den entthronten alten König mit den baumelnden Beinen und dem dampfenden Tschibuk, aber allmählich entweicht, versinkt, zerlischt die schimmernde Stadt in der silbernen Ferne.

Pia ist auf, steht ganz hinten und sieht noch immer hin. Das Wasser schäumt unter ihr, große, weiße Ringe ziehen mit. Es fängt zu dämmern an. Draußen dunkelt das Wasser. Sie schaut und schaut. Alban gibt ihr das entglittene Tuch um. Sie lehnt sich an ihn zurück. „Schau," sagt sie und zeigt hinaus. „Wie wenn überall Veilchen schwimmen würden, ganze Schwärme von Veilchen!" Und sie schaut und schaut. Plötzlich reißt sie sich auf, sieht sich um, geht weg. Ganz scheu geht sie weg; und wie wenn sie sich vor Alban plötzlich zu schämen hätte. Er läßt sie.

Sie will nicht unten essen mit den anderen. Alban redet ihr zu. Sie soll es doch versuchen. Und der schöne schwarze Kapitän! Man muß auch einmal eine Probe wagen. Und er schildert ihr noch einmal den stampfenden kleinen Korsaren, der das Schiff kommandiert, und macht ihn ihr vor. Sie möchte lachen, es geht nicht. Sie nimmt plötzlich seine Hand und sagt: „Du bist ja so gut! Verzeih mir nur! Aber ein bißchen Geduld mußt Du noch haben." Er hält ihre Hand und streichelt sie. Dann sagt er leise: „Ich weiß es doch, Kind! Nur schau: das ist nicht recht, daß Du —". Er fühlt sie zittern und bricht ab. „Was?" fragt sie leise, mühsam. „Ich meine nur," sagt er, „Du solltest Dich nicht in Deinen Schmerz so förmlich verstocken. Du wehrst Dich ja gegen jeden Trost. Du willst gar nicht, daß Dir ruhiger und leichter wird. Fast, als ob das eine Schande wäre! Und so verbohrst Du Dich immer noch mehr. Habe ich nicht recht? Sag! Ist es nicht so?"

„Nein," sagte sie leise.

Er bog sich vor, ganz dicht an sie heran, um im Dunkel ihren Blick zu finden. „Nein?" fragte er drängend.

„Nein," sagte sie.

Sie schwiegen. Nun war der Tag erloschen. Wehend schlug die Nacht an. Sie saßen allein. Sie hörten nur das langsame Stampfen der Maschine, in gleichen Stößen, das Flattern des Wassers am Kiel und schwere Tritte oben auf der Brücke.

„Nein," sagte sie wieder. Und dann, von seinem still verweilenden Blick gequält: „Glaub mir, daß das alles anders ist! Es geht jetzt so viel in mir herum, seitdem. Aber Du darfst mich nicht drängen, ich bitte Dich, Alban! Ich habe solche Furcht, es auszusprechen. Nein, das könnte ich nicht! Laß mich, ich kann nicht, ich kann nicht!"

„Pia, Kind, höre doch!" rief er der Enteilenden nach. Wie sie sich mit solcher Hast ins Dunkel entfernte, war ihm, als wäre sie in die wogende Nacht gestürzt. Er hatte sie nun nicht mehr. Er stand, in das dumpfe Rauschen horchend. Und ihm war so leer. Ich kann ihr nicht helfen, sprach es in ihm, ich kann ihr nicht helfen! Immer hörte er das. Immer sah er sie noch, in das schwarze Tuch gedrückt, fort in die Nacht hineingehen. Und er hatte sie nicht halten können!

Da hörte er sie sagen: „Sei nicht bös!" Sie trat neben ihn und lehnte sich an. Er sagte: „Ich bin doch nicht bös. Es tut mir nur so leid."

„Ein paar Tage noch," sagte sie. „Dann werde ich Dir alles sagen können. Ich wünsche es mir ja so!"

Er fragte, mit einer seltsamen Angst: „Hast Du ein Geheimnis vor mir?"

Sie zögerte. Dann entschloß sie sich und sagte, die Worte wägend: „Nein. Nicht vor Dir, Alban! Vor mir, das ist es eher. Vor mir selbst habe ich ein Geheimnis. Und da kann mir nun niemand helfen, niemand auf der weiten Welt. Nein, auch Du nicht! Ich muß es ganz allein finden."

Sie gingen jetzt auf und ab. Die Wellen wurden stärker. Manchmal hob sich das Schiff wie ein steigendes Pferd. Sie mußten sich halten und streckten sich gegen den Wind. Aber sie wollte nicht hinab. Das Wasser schlug spritzend an, der Wind riß ihr das Haar auf. Sie ließ sich zausen. Als ihr das Wasser bis an die Knöchel sprang, schrie sie lachend auf. Sie wickelte das Tuch ganz über den Kopf, zog es unter dem Kinn an, raffte das Kleid, so watete sie. Er wunderte sich, wie sie auf einmal ganz verwandelt war. „Warte nur," sagte er warnend, es kommt noch ärger, willst Du nicht doch lieber hinein?" Aber sie konnte nichts sagen, ein Stoß riß ihr die Worte weg, sie glitt ans Geländer. „Komm," sagte er, nahm ihre Hand und wollte zur Kajüte. „Nein," sagte sie, den Mund an den Wind gepreßt, schau doch nur, schau, wie schön das ist!" Und sie zeigte hinaus, wie dort die großen schwarzen Wälle brachen, aber immer neue standen auf. Er konnte ihr kaum noch folgen, so geschickt war sie, den Stößen auszuweichen, oft plötzlich ganz klein, schon wie versunken, aber gleich sah er sie wieder sich aus den zerstiebenden Güssen entwinden, sie schüttelte sich, verschnaufte kaum, schon sank das Schiff wieder, sie bog sich mit den Armen vor und schien zu schweben, und wenn es dann steil wieder stieg, hörte er ihren grellen Schrei, der in seiner aufflatternden Angst, in seiner zujauchzenden Lust etwas Tierisches hatte; und sie schien ihm wie mit dem Meer um die Wette zu tanzen und zu singen. Da sah er sie plötzlich fallen, die greifenden Hände versagten, sie konnte sich nicht mehr halten, ein Schiffsjunge sprang her und half Alban sie forttragen. Sie hatte die Augen zu und war bleich. Leise bat sie nur noch immer: „Laß mich doch, es ist so schön!" und biß die

Zähne zu und lachte. Aber er wußte, wie sie dann, aus dem Taumel erwacht, es gleich wieder bereuen und sich kränken würde. Sie mußte sich zwingen, traurig zu sein. Das quälte sie. Sollte er es ihr sagen? Durfte er ihr es noch länger verschweigen? Ein einziges Wort konnte ihr helfen. Aber es hielt ihn zurück; eine Warnung, oder eine Scham, ein seltsam ängstliches Gefühl, grundlos, aber stark. Er konnte es ihr nicht sagen.

Der Wind ließ nach, die Nacht wurde glatt. In Spalato hielt das Schiff. Aber sie hörten nur über sich einen dumpfen Lärm und in der Ferne das lange Heulen von vielen Hunden. Als sie erwachten, bog das Schiff schon in den stillen See der Bucht von Gravosa. Nun fuhren sie, an exerzierenden Soldaten vorbei, zwischen schwarzen Cypressen und schiefen, wie von Sehnsucht hingerissenen Agaven, der Stadt Ragusa zu. Sie saß vorgeneigt, als ob sie die Wendungen der weißen Straße gar nicht mehr erwarten könnte, und er fühlte ihre Hand auf seiner zucken. Plötzlich stand sie auf, der Kutscher mußte halten. Es war aber nur, über eine graue Mauer hängend, der rosige Regen von Blüten eines Mandelbaums. Alban sagte, fast etwas spöttisch: „In einem Monat blüht es bei uns zu Hause auch.“ Sie sagte, mit einem frommen Erstaunen, einem seligen Erkennen: „Der Frühling! Das ist der Frühling“; als hätte sie den Frühling noch niemals erlebt, jetzt aber wäre alles gut, und sie wäre jetzt erlöst. Und über ihnen, hoch auf dem grauen, karg grünenden Karst, das breite, gelblich weiße Fort, und vor ihnen die Mauern und Türme der Festung, weiß, grau, gelb, hier rostbraun gefleckt, dort schwarz genäßt, mit verwitterten Figuren von Heiligen, und überall ein sonntägliches Gewirr, Italienerinnen mit den spöttisch beweglichen, Bäuerinnen mit den scheu gesenkten Mienen, jene raschelnd, diese schlürfend, Männer in weiten bauschigen Hosen, breite blaue oder tiefgrüne oder rote Binden um den Leib, in welchen das lange Messer steckt, schwere rote oder blaue Mäntel schleifend, und überall ein Funkeln und ein Blitzen und ein Leuchten von wallenden, wehenden, stechenden, brennenden, brüllenden, brausenden, winkenden Farben. Dort aber das unendliche Meer.

Sie waren in der kleinen Barkasse nach Lakroma hinüber, gingen in den armen Zimmern des Kaisers Max, streiften durch den Wald, und dann saßen sie schauend. Er packte den Korb aus und bot ihr Fleisch, Früchte, Wein an. Sie nahm, aber mit einer Hast, als ob sie was versäumen würde. „Das Meer schwimmt uns nicht fort,“ sagte er. Aber sie saß schon wieder schauend. Und manchmal winkte sie ihm, zeigte weit hinaus und sagte: „Schau nur, schau!“ Und sie zeigte mit einer einzigen, grenzenlosen, umschlingenden Gebärde über das ganze weite blaue Meer hin. „Ja,“ sagte er, „hier hören alle anderen Worte auf, es bleibt nur: Schau! Es ist gut, daß wir unseren grauen deutschen Nebel haben. Denn hier muß die Menschheit sitzen bleiben, was will sie noch, was braucht sie sonst?“ Und er trank seinen Becher leer, sah wieder hinaus und sagte dann vergnügt: „Mir fällt allerdings ein, daß die Griechen doch einiges geleistet haben. Trotzdem. Begreifen kann ich es aber wirklich nicht.“

Plötzlich stand sie heftig auf, ging ganz hin, und sie schien förmlich auf das Meer loszugehen, wie um es anzureden. Horchend hielt sie sich vor. Und mit nassen Füßen schritt sie dann auf den glatten Steinen hin, in sich hinein gebückt, immer weiter. Er saß wartend. Er wußte, daß es sich jetzt in ihr lösen mußte.

Nun stand sie wieder vor ihm, das Kleid aufgeschürzt. „Armer Alban!“ sagte sie. Er sah fragend auf. Sie nickte. „Ja! So eine Frau hast Du.“ Und bevor er antworten konnte, sagte sie in einem hämischen und häßlichen Ton: „Weißt Du, was ich möchte?“

Er fragte: „Was möchtest Du denn?“

„Das wirst Du nicht erraten, mein lieber Alban,“ sagte sie feindselig.

„Ist es so schwer?“ fragte er.

Sie lachte. Dann kehrte sie sich wieder um, von ihm ab, zum Meer hin, öffnete die Arme weit und so, mit ausgebreiteten Armen, die Zähne zu, die Lippen auf, und wie plötzlich von einer inneren Musik erfaßt, schwebend, kreisend, drehte sie sich. Und sie lachte.

Dann, rasch auf ihn zukommend, dicht vor ihn hintretend, sagte sie langsam, leise, gleichsam ein Geheimnis verratend: „Tanzen möchte ich. Ja, Alban!“ Und neigte sich ganz vor und sagte noch: „Und vor drei Wochen ist mein Vater begraben worden.“ Und sah weg, und bat: „Nein, nichts sagen, ich bitte Dich, Alban! Ich schäme mich ja so!“ Und lief von ihm, und er hörte sie schluchzen.

Er rief sie, dann ging er ihr nach. Er fand sie stehend, nach Muscheln suchend. Und sie sagte nur wieder, ganz leise bittend: „Nicht, nicht!“ Er legte den Arm um sie, so zog er sie, die, geneigt, nach den nassen Steinen sah, und sie gingen, den anschlagenden, aufspritzenden Wellen zuhörend. „Hast Du mir nicht immer alles gesagt?“ fragte er. Sie schwieg. Er sagte: „Als Du noch ein ganz kleines Mädel warst, erinnere Dich! Wer mußte helfen und raten? Wer zankte Dich aus, wenn Du dumm warst? Und Du lachtest nur dazu! Wem durftest Du, wem konntest Du alles sagen? Soll das jetzt anders sein?“

Sie drückte seine Hand. Aber dann schüttelte sie den Kopf und sagte: „Du wirst das ja nie verstehen.“

Nach einer Pause sagte er: „Warum meinst Du, daß ich Dich plötzlich nicht mehr verstehen soll? Erinnere Dich doch!“

Sie nickte. Traurig sagte sie: „Ja damals!“

Er fragte: „Soll es denn jetzt anders geworden sein? Wodurch?“

Plötzlich sagte sie, in einem ganz anderen Ton, mit einem Ruck und bös: „Und schon damals, schon damals!“ Aber gleich brach sie wieder ab.

„Was war schon damals?“

„Erinnerst Du Dich nicht?“ sagte sie. „Im Spaß hast Du manchmal gesagt, Du seist eifersüchtig auf Deinen Vater.“

„Und?“ Er sah auf sie, nachdenklich und beklommen.

„Und wirklich!“ sagte sie. „Nein, ich war in Deinen Vater nicht verliebt, das ist mir ein viel zu schlechtes und geringes Wort. Du mußt nur denken, wie still und ängstlich ich zu Hause gehalten war. Und ich hatte solche Sehnsucht weit hinaus. Aber alles war verboten. Wenn man meinen guten Eltern glaubte, müßten überall um unser Haus Gefahren und Schrecken liegen, von so furchtbarer Art, daß verloren war, wer nicht am Ofen blieb. Ich hätte mich aber so gern einmal verloren.“ Sie schwieg, achselzuckend.

Alban sagte: „Ich verstehe so gut, daß Eltern ein geliebtes Kind behüten möchten."

„Vor dem Leben?" fragte sie verwundert. „Wozu sind wir denn dann da?"

„Mein Vater freilich," sagte er, „der hat sich vor dem Leben nie geschützt. Aber man müßte auch erst wissen, ob es gut war."

„Alban!" rief sie ganz erschreckt.

Er sagte leise: „Ich hätte nicht den Mut, ihn zu fragen."

„Ich versteh dich gar nicht." Und sie ließ ihn los und ging weg. Dann sagte sie, vor sich hin: „Er! Wenn er nicht glücklich wäre! Dieser vom Leben leuchtende, Leben strahlende Mensch! Wer ihm nur nahekommt, wird froh." Ganz erregt war sie, dann sah sie wieder über die springenden, gischenden Wellen hin und sagte: „Weißt Du, die ganze Zeit muß ich hier jetzt an ihn denken." Und hinaus spähend, hinaus zeigend, sich gleichsam hinaus öffnend, sagte sie: „So ist er!" Und ganz leise setzte sie dann hinzu, klagend: „Und an meinen armen Vater denke ich gar nicht. An meinen lieben, armen Vater, der gestorben ist. Und er war immer so gut zu mir! Das ist es ja, was mich so quält. Und er muß es gemerkt haben. Jetzt fällt mir das erst auf! Die ganze letzte Zeit sah er mich manchmal so furchtbar traurig an. Was soll ich denn aber tun? Ich möchte so gern um ihn weinen und plage mich ab, traurig zu sein, und bin ja dann auch traurig, aus Pflicht, ja, . . . aber das alles ist so häßlich, pfui!"

Er stand stumm. Sie kam und lehnte sich an und schloß die Augen. Müde sagte sie: „Laß mich nur noch ein paar Tage! Dann wird es vorbei sein. Das habe ich ja auch von ihm: immer selbst an mir zu nörgeln und mich zu schämen, und mir zu wünschen, daß ich anders wäre! Er war auch so. Dein Vater kennt das nicht. Ihr seid stolz! Das ist es, das macht Euch mutig, das macht Euch froh. So zu sein, wie man ist, ohne viel zu fragen, ob man es darf! Ich beneide Dich, Alban, denn du gleichst ihm." Und sie warf sich ihm weinend hin: „Nimm mich, halte mich, laß mich nicht aus! Du mußt mich halten, Alban, fest, fest!"

Er streichelte sie still und ließ sie weinen. Dann sagte er: „Wir müssen zurück. Aber ich werde Dir helfen. Ich kann es." (Schluß folgt.)

Der Fremde. Roman von René Schickele.*)

VII.

Der Knabe fühlte fiebernd, wie die Tage leise in die Nächte gingen und morgens mit gedämpften Lauten wiederkamen. Er sah die Jahreszeiten ihre Farben wechseln und belauschte ungeduldig sein Herz, ob es ihm noch nicht die Nähe des großen Abenteuers verriete, das sich wie ein Gewitter in seinem Blut entladen und den ganzen Menschen erschüttern sollte.

Es war so still um ihn. Selbst mit Alfred Brauer war er jetzt nur noch im Schulhof zusammen. Um 4 Uhr begleitete er ihn bis zur Zornbrücke, dort kehrte er um und kam auf einem Umweg nach Hause. Dieser kurze Weg, die Schienen entlang, auf denen die Fernzüge mit traumhafter Gewalt vorübereilten, am Bahnhof vorbei und die Bahnhofstraße hinunter bis zu seiner Wohnung, war für Paul der köstlichste Augenblick seiner Freundschaft mit Brauer und seiner Liebe zu Frau Yvonne. Er

*) Vgl. Nr. 29, 30, 32, 33.

verwandte eine halbe Stunde darauf, um das seltsame Gefühl des Exils festzuhalten, das ihn überkam, sobald er Brauer den Rücken kehrte.

Er streichelte es, er hielt es von sich ab, um es zu betrachten.

Zu Hause angelangt, warf er die Schulbücher auf den Tisch und trat ins Zimmer seiner Mutter, um sie zu küssen. Er liebte sie, weil sie einsam war, und weil sie braun und schlank war, und weil sie große, traurige Augen hatte. Niemand konnte sich einer so schönen Mutter rühmen. Seit vielen Jahren wartete er noch immer mit klopfendem Herzen darauf, daß sie lächelte, denn dann waren ihre Hände sanft wie sonst nichts auf der Welt. Ihre Augen machten alle Sehnsucht in ihm verstummen. Am Abend ritten sie aus, bei jedem Wetter: unter den Linden, die im Regen heftiger dufteten, an den Kornfeldern vorbei, in denen der Wind wühlte, und immer unter dem schweren Rauschen, dem Aufstöhnen und Krachen der alten Bäume hin. Frau Yvonne saß leicht zurückgelehnt und den Kopf gegen die rechte Schulter geneigt im Sattel. Sie trieb das Pferd mit einem raschen Spiel der Zügel an und horchte versunken auf den Gesang der Bäume.

Paul liebte jede ihrer Bewegungen, die nachlässige Sicherheit, mit der sie zu Pferde saß, wenn sie ihr heißes Gesicht in den Wind hob, und eine Haarsträhne, die sich losgelöst hatte, zurückwarf, wie sie zu ihm hinübersah, den Hals des Pferdes klopfte, sich aufrichtete, ringsum über die Felder blickte und dabei die Luft einsog. Ihre Nasenflügel zitterten, ihr Körper dehnte sich, die Zähne zwischen den geöffneten Lippen lagen tiefweiß in einem rosigen Schimmer.

Später saßen sie einander an dem kleinen Tisch in Frau Yvonnes Zimmer gegenüber und schlürften Glühwein. Die Nacht zog über die Stadt herauf, vor den geöffneten Fenstern fiel der Regen durch die Dämmerung. Man schauerte und fühlte sich geborgen.

Paul sah das Gesicht seiner Mutter im Schein der rotverhangenen Lampe ins Dunkel zurücksinken. Ihre Hände verflüchtigten sich in der weißen Kaschmirdecke, die sie über die Kniee gebreitet hatte. Es lag ein leichter roter Schnee auf der Decke und auf ihrem Gesicht; ihr Haar war davon wie gepudert. Er schmolz im feuchten Glanz der Augen, die das Dunkel tranken.

VIII.

Paul wußte nicht, wie es gekommen war, daß er sich von allen, die ihm teuer gewesen waren, losgelöst hatte und keinen Menschen mehr ertragen konnte. Er haßte die Lehrer; er hätte sie töten wollen. Seine Kameraden waren ihm schrecklich, weil sie den beharrlichen Ernst von Zuständen und Veranlagungen verkörperten, der ihm längst verloren gegangen war. Sie waren mißtrauisch, oder sie verachteten ihn. Er trotzte ihnen, und sie wurden Feinde.

Pauls erste Bewegung war, sich mit Gewalt alles dessen zu entledigen, was ihn hinderte. Man hatte immer über ihn verfügen, ihn einschränken oder umstimmen wollen. Er sah im Verkehr mit andern nichts als beabsichtigte oder ausgeführte Attentate auf seine Freiheit. Seine Träume waren verblaßt, und die tägliche Berührung mit Lehrern und Mitschülern nährte den rächerischen Ehrgeiz, der seine Leidenschaft geworden war. Einmal mußte er doch der Stärkere werden! Und alle diese Jahre waren Niederlagen.

Eines Tages hatte er gemerkt, daß Alfred Brauer, der ihn jeden Morgen um halb acht abholte, damit sie vor Beginn des Unterrichts noch einen kleinen Spazier-

gang machten, erst um zwanzig Minuten vor acht kam und dann noch später. Schließlich mußten sie, um nicht zu spät zu kommen, auf dem kürzesten Wege zur Schule gehen. Und die morgentlichen Spaziergänge unterblieben. Nun ging Alfred Brauer auf einem andern Wege nach Hause, und Paul begleitete ihn nicht mehr. Das hatte Paul zuerst geschmerzt, aber dann hatte er zu Alfred gesagt:

— Du hast recht, der Verkehr muß ein flüchtiger sein, damit man frei bleibe und eine dankbare Erinnerung an das Zusammensein bewahre.

Alfred war errötet und hatte den Kopf wortlos zur Seite gewandt. Am andern Morgen ging Paul allein zur Schule.

Aber nachts saß er in seinem verschlossenen Zimmer und las. Er entdeckte die Poesie der Arbeit, in die er sich liebevoll einspann. Er füllte kleine, schwarze Hefte mit Auszügen aus philosophischen und geschichtlichen Werken. Er stellte aus den großen Ereignissen der Revolutionsjahre und der napoleonischen Zeit einen Kalender der Begeisterung zusammen. Die Bilder, die an den Wänden hingen, verteilte er bis auf zwei Mönche Riberas in den andern Zimmern der Wohnung und ersetzte sie durch Fetzen weißen Papiers, auf die er einen Satz von Robespierre, von Mirabeau, St. Just oder Napoleon geschrieben hatte. Er verehrte St. Just, dessen Sprache ein blankes Schwert war, das aufrecht in die Hände einer Statue gelegt ist.

„Nichts gleicht der Tugend mehr, als ein großes Verbrechen."

„Die Schwierigkeiten scheinen nur denen unüberwindlich, die vor dem Grabe zurückschrecken."

„Ich verachte diesen Staub, woraus ich bestehe und der zu euch spricht, . . . man kann ihn verfolgen, vernichten, aber man wird mir nicht dieses unabhängige Leben entreißen, das ich mir in den Jahrhunderten und in den Himmeln geschaffen habe."

Noch einen Satz von St. Just hatte er an die Wand geheftet:

„Die gegenwärtige Ordnung ist die zum Gesetz erhobene Unordnung."

Diese Worte kündigten den Mann an, der, die rechte Hand zwischen den dritten und vierten Knopf der Uniform geschoben, im kleinen Hut, auf Pauls Schreibtisch stand.

Aber der Held seines Herzens war Danton. Die langen Betrachtungen, die er über ihn anstellte, baute er sorgfältig auf. Er fügte die eine Stunde seines Lebens an die andere, mit Betonungen, die langsam an Heftigkeit und Bedeutung gewannen, bis zum dunkeln, raubtierhaften Griff, der Dantons Kopf unter das Messer der Guillotine drückt. Der dumpfe Aufschlag des Beiles ließ Paul fiebernd zurück.

Paul suchte überall nach Einzelheiten aus dem Leben seines Helden und ordnete sie mit genießerischer Freude in seine Betrachtung ein, die sich immer reicher gestaltete, die immer um ein Geringes ihre Form änderte und so ihre anziehende Neuheit bewahrte. Er verweilte beim sinnlos ausschweifenden Leben des jungen Advokaten vor dem Ausbruch der Revolution wie in einem Phallusfrühling, der von dem Gestampf der Kentauren, den Schreien der Umarmungen und dem faunischen Gelächter gesprengter Reigen erfüllt ist. Dantons mächtige Gestalt hob sich von einem weiten grauen Horizont ab, seine Arme beschrieben, während er über die schwarze Erde torkelte, Gebärden der Wut und der Unzucht auf dem schmutzigen Himmel, und der häßliche Kopf leuchtete wie das Haupt eines finsteren Halbgotts. Ein Mann gesellte sich zu ihm. Die beiden verschwanden im Horizont. . . Danton hatte Mirabeau gefunden, und wie ein Gewitter niedergeht, so setzte das Drama

dieser fünf Jahre, die das Leben Dantons sind, mit dem Sturm der Bastille ein, führte zur Machtstunde, da Danton das Volk auf das Marsfeld berief und bewirkte, daß hunderttausend Stimmen den Kopf des Königs forderten, hielt nach dem 10. August 1792, da der Sieg gesichert war, einen Augenblick still und schritt aufrecht durch das Blutbad der Septembermorde. Dann lösten sich von der Pathetik der ersten Oeffentlichkeit die Züge intimer Schwärmereien los, die Paul entzückten. Danton rettete schöne, adlige Frauen für die Liebe, er pflückte sentimentale Abenteuer am Wege zur Guillotine und versenkte sich trunken in die Orgien des Herzogs von Orleans. Wo er konnte, bereicherte er sich und verschwendete das Doppelte seiner Einkünfte in tollen Unternehmungen; ein Romantiker des Blutes und der Liebe, ein Verächter.

Paul ging dem phantastischen Zug im Leben der Männer nach, die für jenes Geschlecht von Helden, der streitenden Kirche der Revolution, vorbildlich sind.

Er stellte fest, daß Danton und seine Gesinnungsgenossen vor dem Jahre 1789 genialische Wüstlinge oder wenig mehr gewesen waren. Immerhin hatten sie viel Geist: es war die beste Waffe der Zeit. Sie schärfte sich in der beinah heimlichen Opposition langer Jahre und mehrerer Geschlechter, und ihr feines Spiel unter deckenden Mänteln weckte den empörerischen Uebermut der Fechter. Sie wurden Erotiker aus Leidenschaft, aus Ueberlegenheit und Trotz, aus Langeweile. Sie waren zu Tatenmenschen geboren, — es gab für Freie kein anderes Feld leidenschaftlicher Betätigung als die unbändige Liebe. Sie hätten sich, weil sie Intellektuelle waren, vielleicht in jenen Geist und Sinne verzehrenden Ausschweifungen erschöpft, wenn nicht die Revolution gekommen wäre. Danton war beinahe schon für die Tat verloren, als Mirabeau sein Genie entdeckte.

Solche Naturen waren dem Wagnis der Revolution gewachsen, mit selbstbewußter Größe, ohne zu Volksknechten zu werden. Der Elan ihrer Orgien warf sich auf die Politik und erfuhr keine Veränderung. „Die gegenwärtige Ordnung ist die zum Gesetz erhobene Unordnung."

Das Wort St. Justs kennzeichnet das Abenteuer der Revolution. Es ist eine Formel für die romantische Lebensführung. . . Ein Gott fehlte, eine Idee, die als unverrückbarer Pol über allen Impulsen stände. Ein Symbol der Gemeinsamkeit aller Menschen. Die Doktrinären fanden die Tugend, diese letzte Idee der Revolution, die doch nur ein neues Gottesgnadentum zum Guten herrischer Demagogen begründen sollte. Die Romantiker nahmen sie mit Freuden an. Sie glaubten einen Halt zu haben, um sich in den großen Augenblicken des reinen Gedankens über die eigene dämonische Natur zu erheben. In Wirklichkeit kämpften sie für die Dauer ihres Traumes und gestalteten in rasender Eile das bunte, gefahrvolle Leben ihres Wunsches. Jedes Leben, dem Paul nachging, führte zum „Mann", der vor ihm auf dem Schreibtisch stand.

. . . Unterdessen waren die wenigen Hauptführer, die die Revolution überlebt hatten, zur Bedeutung abgedankter Schauspieler herabgesunken. Die Revolution war mit zerschmetterndem Flügelschlag vorübergerauscht, das Feld bedeckten Leichen, Krüppel und Ueberläufer. Bonaparte hatte seine glänzenden Siege erfochten, Erfolge, die außerhalb der revolutionären Parteipolitik lagen, und die jeder Franzose anerkannte. Er war so zum Vertreter des nationalen Stolzes geworden, an den sich das von den inneren Wirren ermüdete Volk vertrauensvoll anschloß; er hatte die Größe des französischen Namens gerettet, indem er die Fremden fernhielt. Im Heer, das den

revolutionären Geist in seiner ersten Reinheit bewahrt hatte, war allein die kriegerische Aufregung lebendig geblieben. Sie hatte sich zu einer Epopö verdichtet, die den Namen des Mannes führte. Wie die Revolution der Ausbruch des Volksbewußtseins gewesen war, so bedeutete die Liebe zu Napoleon und seine Herrschaft den Triumph des Nationalbewußtseins. Bonaparte überlistete die Revolution, er organisierte den Enthusiasmus, wie er, schlau und gewalttätig, die ganze Nation zu seiner Maschine machte. Aber vor der übrigen Welt vertrat er sie mit dem Ruhm der Waffen und dem Glanz seines Genies. Der erste Konsul verkörpert die sieghafte Kirche der Revolution. Drum wird jener große Glanz in den französischen Waffen erst dann erlöschen, wenn die Marseillaise ihren Sinn verliert. Und in der Marseillaise fand Paul die Verwandschaft des Elsasses mit Frankreich und seine Eigenheit. Beide hatten die selbe revolutionäre Tradition; er war der Träger dieser Tradition in Feindesland.

Der Feind war nicht der Deutsche, sondern der Monarchist, Paul sagte: der fromme Knecht.

Die Marseillaise war der Schlachtgesang der Freiheit, wie das moderne Frankreich, „die Nation", für Paul das göttliche Werk der Revolution bedeutete: in ihm schuf die menschliche Empörung gegen alles, was Unterdrückung heißt, ein sichtbares Gebilde, das ein erster Sieg und das Fanal der unaufhaltbaren Freiheit ist. So wurde die Marseillaise ihr Hohes Lied: die Geburt eines ungeheuren Herzens, das der Herd einer ewigen Flamme sein will.

Das elsässische Nationalgefühl aber erwachte im Augenblick, als auf die Plätze und die Gebäude Straßburgs der unerwartete Glanz der Marseillaise fiel. Das ist die Geburtsstunde der geistigen Nation, die die Elsässer bilden: die elsässischen Generäle der großen Armee, ihre Paten, verewigen die Stunde. In ihnen, deren Namen auf der Gedenksäule der geistigen Unabhängigkeit ihres Volkes stehen, sah Paul die Condottieri des elsässischen Enthusiasmus, der von allen politischen Interessen losgelöst ist, die reinen Helden einer Epopö. Sie waren Empörer, wie der Korse selber, dessen Schicksal sie mit der ganzen Verbannteninbrunst ihres Lebens geteilt haben. Sie waren ihre eigenen Helden in der Fremde und dienten dem Manne, der, weil er der Stärkste war, sich am meisten erhöhte. Sie stehen auf dem Sockel seines Bildes, und weit um ihn verstreut in starren Gliedern ahnte Paul die Schatten seiner Landsleute unter den Grenadieren, die ersten Elsässer, deren sich die Kinder des Landes erinnern.

Paul unterschied zwischen der nationalen Erscheinung Napoleons und seinem Charakter. Er liebte den Sieger von Arcole und von Rivoli; nachdem sich aber der Verteidiger der neuen Freiheit in den Herrscher verwandelt hatte, blieb für Paul nur der Meister zurück, zu dessen unmenschlicher Vollkommenheit er emporsah, das Gehirn, das er anbetete. Er sah die Schule des unbändigen Willens, die der Korse durchgemacht hatte, und wie er das Spiel seines Temperaments erprobte, bis er die Empörung seines einzigen Ich symbolisch zum Cäsarenthron auftürmte. Hier geschah die gewalttätige Vergöttlichung des Bürgerlichen auf Kosten des höheren Instinktes: eines reinen Heldentums.

Paul beweinte die Generäle Hoche, Desay . . . Er hätte Bonaparte das Schicksal Desays gewünscht, der nach seinen ruhmvollen Gefechten im Elsaß und in Aegypten nach Italien auf das Schlachtfeld von Marengo eilte, wo er sich im gefährlichsten Augenblick in die wankenden Reihen Bonapartes warf und bei einem

wütenden Angriff, der den Sieg entschied — den letzten, der im Dienst der Freiheit erfochten wurde —, den Tod fand.

Für Paul war die Sache der Freiheit über alles erhaben, weil sie ihm seine eigenste Angelegenheit zu sein schien. Sie war der Protest gegen jede Unterdrückung, und Paul fühlte sich seit Jahren unterdrückt. Er wollte frei sein, um leidenschaftlich zu sein. Schon der Gedanke der Freiheit war eine Leidenschaft. Denn er setzte einen Widerspruch voraus. Der große Widerstand aber hieß Deutschland. Er las deutsche Zeitungen und sah im täglichen Leben nur die Angelegenheiten Deutschlands um sich: das ganze öffentliche Leben, für das er sich zu interessieren begann, war deutsch. Man gehorchte oder widerstand, aber immer den Beamten und den Vorschriften Deutschlands, des Deutschen Reiches. Er aber wollte widerstehen, im Namen der Freiheit, als Elsässer: als Republikaner.

Den 18. Mai hatte er in seinem Kalender der Begeisterung mit schwarzer Tinte eingerahmt. Es war der Tag, an dem Napoleon dem alten monarchischen Wahnsinn anheimfiel.

. . . Die große Armee war dann der phantastische Traum der Revolution, der weiter träumte. Napoleon umgab sich mit ihm, ohne sich ihm hinzugeben. Und trotzdem, — in der frierenden Komödie, die doch wieder durch ihre salbungsvolle Ueberlegenheit das Volk bezauberte, glühte noch der unsterbliche Funken der Revolution. Zuweilen, wenn der Mann auf dem Schlachtfeld die überraschenden Wagnisse unternimmt, scheint die kleine harte Gestalt in einem Nebel von Begeisterung und Herzensübermut zu schwanken.

*

Paul Merkel kehrte zu Danton zurück. Der gab sich, einen stolzen Traum im Herzen, dem Leben wie einer verdorbenen Geliebten hin. Paul wollte gleich ihm das Leben bis auf den Grund auskosten und keiner Gefahr, die ihn lockte, aus dem Wege gehen. Von St. Just wußte er, daß man eine erhabene und strenge Idee haben müsse, um ein vorbildliches Leben zu führen. Er fand deren mehrere; aber er hielt an keiner fest. So nahm er denn die mehr summarische Erziehung Napoleons an und stärkte sich am abstrakten Begriff, den der Mann in seiner erstarrten Haltung dort vor ihm verkörperte: dem Willen. Er fand ihn so stark, weil er vor keiner Feigheit und nicht vor dem Verbrechen zurückschreckte, weil er für ihn etwas wie der Wille an sich geworden war, . . . den man nicht liebt, den man sogar verabscheuen kann, der aber die dunkeln Energien eines furchtbaren Prinzips birgt.

Paul fühlte Aehnliches im Tonfall jener Sätze des St. Just, die er an die Wand seines Zimmers geheftet hatte. Aber die kleine Gestalt des Kaisers steigerte die moralische Kraft dieser Sätze zu einer Lebensgestalt sondergleichen: der gespenstische Schädel faßte kein anderes Ideal als die Erhöhung seiner selbst, alle Energien waren in einem ehrgeizigen Gedanken zusammengeballt; diese kleine Gestalt beherrschte kalt die Poesien aus Blut und Gold, in die die große Armee sie einspann. . . . Es gehen magnetische Ströme von ihr aus, die einen in jeder Lage stärken. Napoleon wurde für Paul der Wille, sich in der grenzenlosen Hingabe an das Leben nicht zu verlieren.

*

Nach Mitternacht erhob sich Paul in der abgründigen Stille verjährter Tumulte und gemordeter Abenteuer von seinem Tisch. Er trat ans Fenster und blickte, ein leidenschaftlich bewegtes Leben, auf die tote Stadt, wo in geheimnisvollen Schlupfwinkeln das Gespenst der kleinen Henriette lockte. Dann sah er sich als verächtlicher

Beherrscher fremdländischer Orgien, bei denen er nur verweilte, wie man auf einer langen Reise in einem unbekannten Wirtshaus am Wege absteigt, um am anderen Morgen mit gekühlten Sinnen durch einen neuen Frühling der Erde weiterzugehen. Er fühlte sich mit Wonne leben, stark und jung sein. Er dachte an die Frauen und an die fremden Länder, an alle die gewaltigen Gärten der Erde, die er nicht kannte, und an die tausend Möglichkeiten, die ihm offenstanden. Vielleicht, sagte er sich, dachten meine Vorfahren so an Italien, an Aegypten, an ihren Kaiser.

In Gedanken zog er abwechslungsvolle Striche über den Globus, der auf seinem Schreibtisch stand. Das waren einige seiner Abenteuer. Er mußte nur stark sein, stärker als die ärgsten Schmerzen, stärker als die Lust, als der Ruhm, und den Kampf über alles lieben. Die Schlachtfelder der Väter waren in sein Inneres verlegt: der Preis des Sieges war der selbe, die Kämpfe und die innerlichen Eroberungen leuchteten ebenso. Und dann käme der Tag, wo der Schauplatz seiner persönlichen Erlebnisse öffentlich würde und seine Gefühle sich überlebensgroß in der hellen Rüstung geschichtlicher Taten erhöben. Der ganze Mensch stände in Flammen.

An der Wand des Zimmers hingen die beiden Bilder Riberas. Wenn Paul hinsah, trat das Feuer der Ekstase aus den Augen der Mönche und erfüllte das Zimmer mit dem stürmenden Verlangen nach einem grausamen Glück.

Gegen zwei, drei Uhr legte Paul sich angekleidet auf den Fußboden und schlief einige Stunden. Am Morgen nahm er eine Douche. Er nannte das seinen Kriegszustand.

In der Schule war er aufmerksam und höhnisch, mit der Einsamkeit seiner Nächte gepanzert. Da er nun einmal unverwundbar war, verspottete er Gott und die Welt. Frau Yvonne begann sich vor ihm zu fürchten. Alfred Brauer war sein ehrfurchtsvoller Schüler, und Paul mißhandelte ihn. Seitdem er sich am hellen Tag mit einer Dame namens Marry auf der Straße gezeigt hatte, genoß er die einmütige Bewunderung aller höheren Klassen. Die Kleinen grüßten ihn ehrfürchtig und dichteten seine Legende.

(Fortsetzung folgt.)

Der Haß gegen die Kritik.

In seinem jüngsten Buche „Ansichten und Aussichten“ rechnet nun auch Wolzogen energisch mit der Kritik ab. Er wirft ihr rundweg vor, daß die Zunft der Rezensenten infolge der baren Unmöglichkeit, alles das, was heute in literarischer Hinsicht geleistet wird, zu verfolgen und zu übersehen, es vorziehe, die Berühmtheiten gründlich zu dezimieren: „Es dürfen nicht hundert Menschen gleichzeitig aus der Masse hervorragen, es darf nicht hundert Berühmtheiten innerhalb eines Gebietes an einem Tage geben, vierundneunzig davon müssen unbarmherzig geköpft werden, damit sechs leben können; denn mehr als sechs Dichter, sechs Musiker, Bildhauer, Gelehrte, Feldherren, Verbrecher, Könige, zwölf Komödianten und vierundzwanzig Leuchten des eigenen Faches kann ein normaler Kopf selbst in diesen Tagen höchster Fassungsfreudigkeit der Hirne nicht gleichzeitig beherbergen.“ Wie es bei einem so gescheiten Kopf wie Wolzogen nicht anders zu erwarten ist, ist etwas Richtiges an seinen Ausführungen. Jedoch er geht entschieden zu weit, wenn er die Kritiker schlechthin in drei Klassen teilt, nämlich in Witzbolde und Routiniers, in überkultivierte Aestheten und tertio in Ueberdrüssige. Es gibt doch wohl noch Leute, die den Beruf des Kritikers ernst nehmen und ihm nach Bildung und Verantwortlichkeitsgefühl vollkommen gewachsen sind. Die eine wirkliche innere Freude empfinden, wenn sie einem Talent zum Durchbruch und zur Anerkennung verhelfen können. Man darf sich durch die zahlreichen Angriffe, die in jüngster Zeit gegen die Kritik erhoben worden sind, nicht beirren lassen, sondern man soll sich ganz einfach einmal vorstellen, was nach Ausschaltung der Kritik, die bisher die

Riesenmasse der Produktion gesichtet hat, aus der Literatur werden müßte. Es würde ganz einfach die größere Reklamekraft des betreffenden Verlegers, der seinen Autor in Szene setzt, über den Erfolg eines Buches entscheiden. Es gäbe dann von vornherein nur noch reiche und berühmte Schriftsteller, und das tatsächliche Proletariat in der Welt der Künstler, über das aus falscher Schamhaftigkeit so wenig an die Oeffentlichkeit dringt, wäre mit einem Schlage beseitigt. Allerdings muß dafür die ganze Schar der unbemittelten Talente, denen der Weg zu den kapitalkräftigen Verlegern verschlossen ist, ausfallen. Allein die literarhistorische Betrachtung lehrt, daß erst das Erstarken und die wachsende Selbständigkeit der Kritik eine gewisse Literaturhöhe seit den Tagen Lessings, der selbst ein klassisches Beispiel für unsere These ist, gezeitigt hat. Mit der Verbreiterung der Bildung, mit der Verbilligung des Buches und anderer Bildungswege ist der Dilettantismus üppig ins Kraut geschossen, und die Kritik ist der einzige Feind, der die Amateurpoesie noch in die richtigen Schranken weist. Wenn man die Tatsache anerkennt, daß mit der wachsenden geschäftlichen Inanspruchnahme des Mannes die Beliebtheit eines Dichters wie des Künstlers überhaupt von den Sympathien abhängt, die ihm die Frauenwelt entgegenbringt, so wird man der Kritik dafür Dank wissen müssen, daß sie in ihren besten Vertretern wenigstens sich energisch für die Anerkennung objektiv wertvoller künstlerischer Leistungen einsetzt. Wer hat denn eigentlich den Hauptmann, Liliencron, Dehmel, den Ibsen, Maeterlinck, Strindberg zur Anerkennung verholfen, wenn nicht eben die Kritik? Man wird doch nicht ernsthaft behaupten wollen, daß das durch und durch unkritische junge Mädchen, das seine Zeit zwischen Tennis, Säuglingspflege und dem Studium Wedekinds verbringt, geeignet ist für die unendlich schwierige Aufgabe, Spreu vom Weizen zu sondern und Dilettantismus von Kunst zu scheiden. Die Begeisterung, die die Frauenwelt den schönen Künsten entgegenbringt, ist gewiß sehr hoch einzuschätzen, und es gibt keinen aufnahmefähigeren Kulturboden als eben sie. Will man ihr aber als dem eigentlichen Vertreter des Publikumgeschmacks das Amt der Jury einräumen, so wird im besten Falle eine Poesie zur Reife kommen, die von Halm bis zu Julius Wolff und Tovote reicht . . .

Dabei bin ich durchaus nicht in der Lage, die kritischen Leistungen in ihrer Gesamtheit irgendwie hoch zu stellen. Es finden sich hier beinahe ebensoviel Talentlosigkeiten, wie unter den sogenannten produktiven Schriftstellern, deren Tätigkeit der an sich meist dichterisch begabte Kritiker aus kritischem Instinkt und infolge einer erhöhten Geschmacksbildung als Marktware verschmäht. Daß er imstande wäre, auch seinerseits Mittelgut zu produzieren, geht ohne weiteres aus den Leistungen der Kritiker, die im Nebenamte Dichter sind, hervor.

Die Schriftsteller sollten aber endlich aufhören, die Kritik als eine an sich negative Tätigkeit zu betrachten. Kritik ist genau in demselben Maße positive Kunst, wie etwa die Schauspielkunst oder die Wiedergabe eines Musikstückes. Es ist ungemein geistreich, wenn Flaubert die Kritiker mit den Flöhen vergleicht, die immer auf weiße Wäsche springen und Spitzen anbeten. Es ist ungemein geistreich und der Paradoxe eines Wilde würdig, der so Kluges vom Wesen der Kritik gesagt hat, aber es ist nicht richtig. Der Laie stellt sich den Kritiker zumeist als nörgelnden Kunstrichter vor, und es ist eigentlich traurig, daß der Haß der Schriftsteller diese Auffassung so wirksam unterstützt. Das Urteil, was so gern als Wesen der Kritik angesehen wird, ist doch natürlich nur der letzte Niederschlag eines längeren geistigen Prozesses, der mit der Schaffung des Kunstwerkes bis auf die Konzeption nahezu identisch ist. Den Kritikern ästhetisch vorwerfen, daß sie an sich nichts Positives leisten, heißt den Philosophen beschuldigen, daß er die Welt nicht nach seinen einmal erkannten Prinzipien ummodelt. Die Schriftsteller sollten aber nicht vergessen, daß der weitaus größte Teil ihrer Produktion gar keine Gelegenheit zur Auslösung kritischer Fähigkeiten gibt. Was hat der Kritiker im Grunde bei einem harmlosen Lustspielschwank, bei dem modernen Possenblödsinn und ähnlichen Ausgeburten einer vermeintlichen dichterischen Fähigkeit zu suchen?

Gleichwohl geben diese wiederholten Angriffe der Schriftstellerwelt gegen die Kritik denn doch zu denken. Und als Resultat solchen Nachdenkens dämmert uns die Wahrheit auf: Unsere Kritik ist zu wenig positiv. Sie ist destruktiv, aber nicht aufbauend, wie die eines Friedrich Schlegel und Hebbel. Sie spinnt sich in literarische Gesetze und Normen ein, aber sie weiß das einzelne Kunstwerk nicht, wie durchaus notwendig, in Beziehung zur Kunst und zum Leben zu setzen. Somit bleibt sie in der gleichen Enge und Beschränktheit, wie die Mehrzahl der dichterischen Leistungen, die im Gegensatz zur Kritik naturgemäß an das spezielle Talent gebunden sind. Und so wird der geborene Richter, der die ganze Welt der künstlerischen Möglichkeiten aus philosophischer Höhe übersehen müßte, zum gewöhnlichen Splitterrichter des Alltäglichen.

Hans Landsberg.

Die Marine. Von Max Stirner [1848].

Herausgegeben von John Henry Mackay.

Das Verlangen nach Seemächtigkeit kann nur in solchen Zeiten ernstlich aufkommen, wo der Mangel einer Seemacht Gefahr und Noth erzeugt. Hätten die Deutschen jetzt in den nordischen Meeren auch nur eine kleine Kriegsflotte, so würde das winzige Dänemark nicht die Küsten blockiren und den Handel hemmen können, während sie nun fast darauf angewiesen sind, wie jene Indianer an der amerikanischen Küste zu verfahren, die mit einem bloßen Schwerte bewaffnet, in die See springen und den Haifisch in seinem ihm allein eigenen Elemente angreifen, wobei natürlich der Mensch mehr Gefahr läuft zu unterliegen als der Fisch. Und hätte Oesterreich seine Flotte mehr mit Deutschen besetzt, so hätte es jetzt eine, und wäre nicht so im Gedränge. Der Wunsch nach einer deutschen Flotte ist also im gegenwärtigen Augenblick sehr natürlich, und wenn wir, was immerhin möglich ist, auch noch mit Holland und Schweden in Zwist geraten sollten, so würde sich das Bedürfniß sehr dringend herausstellen. Vielleicht flössen dann die Beiträge, die jetzt nur spärlich eingehen, weit reichlicher. Mehr aber noch als durch solche freiwilligen und — lästigen Beiträge scheint eine Kriegsmarine dadurch entstehen zu können, daß kühnen Männern eine Aussicht auf reichen Gewinn eröffnet wird. Ueberlassen wir indessen diesen Gegenstand kundigeren Männern. Wir wollten nur darauf aufmerksam machen, daß den Deutschen bis jetzt beinahe alle Seekunde fehlte, und daß die gegenwärtige Bedrängniß geeignet ist, sie etwas mehr darauf hinzulenken.

Die Jugend.

Von Gabriele d'Annunzio.

Der Kranz, den du, o Jugend, mir gegeben,
Ist fast nur ein Geflecht aus welken Zweigen —
Zur dunklen Erde muß das Haupt ich neigen,
Es lastet schwer das einst so leichte Leben.

Die Seele aber reift, gleich reifen Reben,
Wird süße Kraft und Milde ihr zu eigen,
Sie lernt im Schmerz zu lächeln und zu schweigen,
Und viel kann sie verstehn und viel vergeben.

Es lischt, o Jugend, deine Purpurschöne! —
Doch wie der Ansturm deiner Stromesschnellen
Versickert in dem leisen Abenddämmern,

Erschau' ich andern Glanz und höre andre Töne:
Tränen, die brüderlichem Aug' entquellen,
Der brüderlichen Herzen angstvoll Hämmern.

Deutsch von Heinrich Horvát.

Theater.

Moralisten. In Tolstois „Macht der Finsternis“ hört man die Knochen eines Neugeborenen krachen, das draußen im Keller lebendig verscharrt wird. Tolstoi schreibt es vor: man hört die Knochen des Kindes krachen. Es ist der Gipfel des moralischen Sadismus, mit dem dieses Höhlenstück geschrieben ist, der Schrei eines Hysterikers, der vor der Gemeinheit eines Stückes Leben taumelt, das er irgendwo in einem russischen Dorfe antraf. Sie taumeln vor einem Erlebnis, die Grausamkeit, der sie beiwohnten, erfaßt sie, schüttelt sie, ihr moralischer Instinkt beginnt in einem Veitstanz zu gären, und nun sie an Unerbittlichkeit und verkehrter Wollust dem Erlebnis, das sie niederwerfen wollte, gewachsen sind, beginnen sie die heimlich tobsüchtigen Kunstwerke zu schaffen, Kunstpamphlete, beherrschte Anklagen, Bilder, die ihre Qual und traurige Lust verkörpern. Sie gehören zur Legion der späten Christen, die, wie nur die Größten mit Kunstsinn begabt, von der nazarenischen Moral vergiftet sind, dazu verdammt, mit ihren Werken Zeugnis abzulegen vom Glauben ihrer Vorfahren. Es ist eine moralische Infektion des Blutes bis ins hundertste Glied. Baudelaire, Verlaine, Rimbaud, Huysmans, Strindberg, Garborg, Tolstoi, Wedekind: alle Glieder einer und derselben Familie, robust und schwächlich, verwirrt und voll beißender Klarheit.

Einige von ihnen haben einmal zum Naturalismus gezählt, der Mode unserer älteren Brüder, von der wir uns keinen rechten Begriff mehr machen können. Wodurch hat die „Macht der Finsternis“ vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren so stark gewirkt? Durch seine ästhetische Intoleranz, durch die Waghalsigkeit, Einzelheiten einer finsteren Kriminalgeschichte hintereinander herzuhetzen, durch die straffe Haltung eines Dichters, der seine grausame Erbitterung in fünf Akten disziplinierte?

Bevor des Blämen Huysmans moralisches Temperament den Weg des Heils erkannt hatte, tobte es sich in Skizzen aus, wie dem Protokoll eines Besuchs beim Zahnarzt, das in seiner Wirkung ebenso grausig ist wie irgendeine Erfindung Poes. Die Franzosen, die ihn lobten, lobten seinen Stil. In Frankreich ist der Naturalismus trotz aller Manifeste Zolas, der drucken ließ, die Republik werde naturalistisch sein oder nicht sein, immer nur eine Stilfrage gewesen. Die heiße, aufreizende Farbe bekam der Naturalismus durch Menschen, Moralisten, deren Naturalismus etwa von der Art einiger Kirchenväter und Kasuisten war. Dort, wo unsere älteren Brüder ein wundersam neues Bekenntnis und eine literarische Revolution feierten, sehen wir nur ein moralistisches Temperament — oder den Typus Heijermans. Eine Woche hat zwei vorbildliche Typen zusammengebracht; Tolstoi feierte im Lessingtheater sein Jubiläum, im Deutschen Theater wurden die „Kettenglieder“ gegeben. Es roch nach Vergangenheit, hier und dort. Nur, daß man im Lessingtheater dem Vergangenen mit Respekt nachsah, ein Gefühl, das Heijermans einem mit den tragischsten Gebärden nicht entlocken kann.

Allein die Biographie Tolstois kann die „Macht der Finsternis“ vor dem endgültigen Versinken bewahren, Tolstois Biographie wird es sein, die am längsten seinen großen Namen erhält. Von all seinen Werken wird man zehn Jahre nach seinem Tod wahrscheinlich nur noch „Anna Karenina“ und die Volkserzählungen lesen; er wird nicht, wie Dostojewski, über seinen Tod hinaus wachsen. Denn er hat sein Gesicht zu weit zurückgewandt. Morgen wird er ein Name sein, ein größerer als der des Generals Booth, aber immerhin nur eine sterile Kraft, die in der Luft steht, wie der Name auf einem nackten Grabstein. Ungefähr fühlte ich mich in einer Gedenkfeier, voll Achtung, voll sehr viel Achtung, aber ohne Bedauern. Denn ich habe das ja nicht miterlebt. Ich habe von all der schönen Tradition nur d a s empfunden: ein Stück entschwindet, ein Theater versinkt, zwei Künstler, die gestern in der Avantgarde fochten, gehen zum Prätendenten über. Noch einmal sah ich Bassermann als Nikita, Else Lehmann als Anisja, seine Frau. Sie waren vortrefflich, aber mir schien, sie hatten nicht mehr die alte Kraft der Ueberzeugung, ließen sich führen, führten nicht mehr. Daneben stand Emanuel Reicher, ein erblaßter Recke im Totenlicht. Die alte Garde ist gesprengt; es bleiben Foreſt und Marr, der allein an diesem Abend ganz aufrecht war. Die Späteren zählen nicht. (Obgleich Ida Wüst, als Akulina, Kraft und Geschmeidigkeit bewies.)

Zwei alte Führer gehen zum Prätendenten über; und was tut der Prätendent? Er führt die „Kettenglieder“ von Heijermans auf, eine ranzige Omelette aux confitures. Jedoch, er führt das nur auf, damit Schildkraut mit Pancras Duif seinen König Lear vorbereite. Das Drama trägt den Untertitel: „Ein fröhliches Spiel am häuslichen Herd“. Damit fängt der Zweifel an, und man stellt sich die Frage, die sich einem dann im Verlauf des Stückes immer mehr aufdrängt: feuilletonistischer Snobismus oder verfälschte Sentimentalität? Ich traue dem Holländer nicht über den Weg, besonders nicht, wenn er ernsthaft wird. Vielleicht bin ich ein zu aufmerksamer Leser seiner konfessionären

Feuilletons gewesen. Ich glaube nicht, daß man ein Stück schreibt, voll Grimm und bebenden Gefühls, worin glorreiche Ausbrüche der Entrüstung mit volkstümlichen Saftbrocken aus der Küche der Birch-Pfeiffer abwechseln, worin man den Autor mit einer aalglatten Wendung von einem ernsthaften in einen heiteren Einfall flitzen sieht — aus dem tragischsten Himmel stürzen Geschicklichkeiten, Roßäpfel des gesunden Handwerks, sie regnen verstimmend in jede Situation; welch ein gediegener Naturalismus! — ich glaube nicht, daß man reinen Herzens ein Stück in tyrannos schreiben kann mit dem Blick auf das flinke Spiel seiner Schöpferhände, die es wenden, wie die innere Stimme, das Publikum, will. Ich traue ihm nicht über den Weg. Solch ein subalterner Dichtergeist kann lodernde Moral vortäuschen, im Grund tut er nichts anderes, als das alte Familienrührstück nach einem aktuellen Rezept verelenden. Sicher ist er empört. Aber waren das unsere alten Langeweiler vielleicht nicht? Sie haßten ihre Bösewichte! Die Qualität der Empörung entscheidet. Und der mißtraue ich. Ich traue keinem seiner „Gefühle"; sie sind zu schwankend, schillern zu sehr im „Facettenlicht" des Feuilletons, der Ton sitzt nicht. Eine todtraurige Tragödie: „Ein fröhliches Spiel am häuslichen Herd"? Wird das unter Tränen gelächelt, ist es „beißende Ironie"? Ich weiß nicht. Es schwankt . . . Reinhard gab das Stück, damit Schildkraut mit dem Pancras Duif seinen König Lear vorbereite . . .

Läge irgendwo in Berlin ein jüdisches Nationaltheater, wo Schildkraut die großen Rollen spielte, hieße es von dem Künstler: Im jüdischen Nationaltheater spielt ein hervorragender Schauspieler, einer, der sich getrost neben den besten sehen lassen kann. Man vergißt ihn nicht . . . Nun spielt Schildkraut im Deutschen Theater. Er bleibt auch hier bedeutend. Gewiß. Aber ich kann nichts dafür, daß ich bis zu Duifs Erklärung, er sei Protestant, glaubte, das Milieu sei prononciert jüdisch und so von Heijermans vorgeschrieben. Ich vergaß es, als Pancras Duif im Lehnstuhl saß, vor ihm seine Kinder, ärgste, unerbittliche Feinde, die ihm sein Leben vergiftet hatten. Er saß da, mit einem Gesicht, das erstarrt und kalt war, die Augen, seitwärts auf die Kinder gerichtet, waren gläsern, fast tot. Ein so ingrimmiger Schmerz zog sich in diesem starren Gesicht zusammen, daß jedes Herz zitterte. Da war Schildkraut ein großer Tragöde. Es folgte ein Wutausbruch, und dann, als Marianne ihn verließ, sank er an der Tür weinend zusammen. Auch darin blieb er stark, aber man dachte wieder: Läge irgendwo in Berlin ein jüdisches Nationaltheater . . . Ich bin mir nicht klar, ob das ein Mangel ist. Vielleicht entscheidet sich's beim König Lear.

Die „Macht der Finsternis": ein Jubiläum, das eine Totenfeier war. „Kettenglieder": ein Manöver. Resultat: zwei moralistische Dramen, ein echtes und ein unechtes. Dann ein Dankgebet: der Himmel sei gelobt, daß ich sehr jung und noch nicht genußsüchtig war, als der Naturalismus gepflegt wurde! . . . Bassermann, Else Lehmann, Marr, Schildkraut. Clara Rabitow manchmal, wenn sie die eingewickelte Existenz war. Und die Erwartung des „König Lear".

René Schickele.

Elektrifizierung.

Als im Jahre 1879 die Firma Siemens & Halske (die damals noch nicht als Aktiengesellschaft betrieben wurde) zum erstenmal auf der Berliner Ausstellung eine brauchbare elektrische Eisenbahn vorführte, glaubte manch einer (der Fachmann wie der Laie), daß nun für die Elektrizität der Zeitpunkt gekommen sei, den Dampf- und Pferdebetrieb endgültig zu verdrängen. Der technische Erfolg schien so einleuchtend, der kaufmännische Vorteil wurde von den Erbauern so treffend illustriert, daß nichts der neuen Anwendungsmöglichkeit elektrischer Kraft im Wege zu stehen schien. Doch wie fast immer zwischen der Erfindung und ihrer anerkannten praktischen Verwertung ein weiter, steiniger Weg zurückzulegen ist, so mußte auch hier geraume Zeit verstreichen, bis die erste elektrische Bahn zur allgemeinen Benutzung gebaut wurde. In Berlin wurde zuerst während der Gewerbeausstellung im Jahre 1896 die Treptower Strecke eröffnet, nachdem schon in andern Städten der elektrische Betrieb den Sieg errungen hatte. So hatte die A. E. G. im Jahre 1891 für Rechnung der Stadt Halle eine etwa 8 km lange Strecke errichtet, Siemens im Jahre 1883 die Strecke Frankfurt a. M. bis Offenbach gebaut. Zwei Jahre nach der Gewerbeausstellung erhielt die „Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Gesellschaft" die Genehmigung zur Einführung des elektrischen Betriebs. Schon am 15. Dezember 1902 war die Umwandlung auf allen Linien beendet. Die Firma Siemens & Halske, die in technischer Hinsicht im Bahnenbau bis auf den heutigen Tag immer tüchtiger gewesen ist, als die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, wurde in kaufmännischer Beziehung rasch von der Konkurrenz überflügelt. Herr Rathenau verstand mit größerem Finanzgeschick als Siemens die Städte für den Bau elektrischer Straßenbahnen zu interessieren. Genau so wie im Baufach die Herstellung von reinen Lohnbauten

eine immer geringere Rolle spielt, waren die Elektrizitätsgesellschaften, besonders aber die A. E. G., bald nicht mehr nur die Erbauer der Bahnen, sondern sie verschafften sich die großen Aufträge, indem sie als Finanzinstitute fungierten. Denn die großen Kapitalien, die zur Anlage der Bahnen gehören, waren, besonders in kleineren Städten, bei denen die Unterbringung von Anleihen nicht leicht zu ermöglichen war, nicht aufzutreiben. Herr Rathenau wußte zu helfen; er gründete Tochterunternehmungen, die als Betriebspächter für die elektrischen Bahnen auftraten, oder das Baugeld stundeten. Auch wurden, soweit nicht die Kommunen selbst Besitzer der Bahnen waren, besondere Gesellschaften errichtet, deren Aktien von den Tochterunternehmungen übernommen wurden. Die Elektrizitätsgesellschaften aber erhielten den Auftrag für Bau und gewährten häufig noch eine Dividendengarantie. So stand der wirtschaftliche Aufschwung, der nach dreijähriger Ruhepause im Jahre 1895 seinen Anfang nahm, unter dem Zeichen der Elektrizitätsindustrie, die ihre Kraft aus der Anlage von Straßenbahnen zog; und schon vorher begann an den deutschen Börsen das Jubelgeschrei der den Beginn der neuen Aera fühlenden Spekulanten. Die Elektrizitätsindustrie hatte damals die führende Rolle; aber bereits im Jahre 1899 war der Höhepunkt erreicht. Und der Krach schlug darum auch hier mit besonderer Schärfe ein. Die Gewinne, die beim Bau der Straßenbahnen erzielt wurden, waren als Dividende verteilt, aber mit der Rentabilität der Bahnen, die sich doch in Wirklichkeit im Besitz der Elektrizitätsgesellschaften befanden, ging es nur langsam vorwärts. Das Verschachtelungssystem hatte schlechte Früchte getragen, und es bedurfte einiger Jahre der Erholung, um die Verluste auszumerzen, die zuvor erlitten worden waren.

Zehn Jahre sind seit jenem Aufschwung der Elektrizitätsindustrie vergangen, und wiederum ertönt nun der Ruf, daß der geschwächten Industrie neue Heilkraft aus dem Elektrostrome erwachsen werde. Wieder jubelt man an den Börsen, und in wildem Taumel werden die Kurse der Elektrizitätswerte sprunghaft in die Höhe gesetzt. Genau wie damals erwartet man auch durch den Bau von Bahnen neue segenspendende Befruchtung. Nur sind es diesmal die Vollbahnen, deren Umwandlung in elektrischen Betrieb die Kassen der inzwischen zu starken Kapitalmächten angewachsenen Gesellschaften füllen sollen. Elektrifizierung; dies Wort ist für die Ablösung der Herrschaft des Dampfes geprägt worden, und es ist an den Börsen fast schon ein Schlagwort geworden. Seit ein paar Jahren werden im preußischen Eisenbahn-Ministerium Pläne geprüft, um die Berliner Stadtbahn durch elektrischen Strom zu treiben. Mannigfache Schwierigkeiten waren zu überwinden; die Systeme wurden fortwährend verbessert, und lange stritt man, ob die unterirdische der oberirdischen Stromzuführung vorzuziehen sei. Ein solcher Gärungsprozeß der Technik muß die Ausführung des Projektes erschweren. Der Staat darf nicht Millionen in ein Unternehmen stecken, das schon nach wenigen Jahren nicht mehr auf dem Höhepunkt der Technik steht. Doch andererseits drängte die Belastung des Verkehrs zur Umwandlung des Dampfbetriebes, denn eine Erhöhung der Wagenzahl ist bei der Stadtbahn, wenn nicht der gesamte Bau geändert werden soll, ebensowenig möglich, wie eine noch raschere Aufeinanderfolge der Züge. Der elektrische Betrieb ermöglicht durch größere Schnelligkeit die Bewältigung des gesteigerten Verkehrs und hat dabei noch den Vorzug der Billigkeit. Ueber die Brauchbarkeit der verschiedenen Systeme wurden in Amerika Erfahrungen gesammelt, und so bildeten nur die Kosten des Umbaues noch das Hemmnis für die Ausführung des Projektes.

Jetzt scheint man entschlossen zu sein, die hohen Ausgaben nicht mehr zu scheuen und die Elektrifizierung des Stadtbahnbetriebes in Angriff zu nehmen. In drei Monaten etwa soll dem Landtag eine Vorlage zugehen, die zur Bewilligung der Mittel für die Betriebsumwandlung auffordern wird. Auf 180 Millionen Mk. werden die Kosten des Baues geschätzt; eine hübsche Summe, die den Staat jedoch noch immer davon abhalten wird, gleichzeitig auf allen Strecken den elektrischen Betrieb einzuführen. Doch der Anfang wird sicherlich recht bald gemacht werden. Soll das die Hoffnungen der Aktionäre nicht ins Ungemessene steigern?

Der Optimismus wird aber auch durch die Pläne der bayerischen und badischen Eisenbahnverwaltungen genährt. Baden hat bereits beschlossen, probeweise den elektrischen Betrieb auf den Strecken Schopfheim—Zell—Basel und Schopfheim—Säckingen einzuführen, und in Bayern beabsichtigt man, dem Landtag eine Vorlage zugehen zu lassen, der für die allmähliche Elektrifizierung sämtlicher Eisenbahnen die Genehmigung erteilen soll. Die badischen Strecken sind zusammen 50 km lang, also ebenso groß wie die Entfernung zwischen Berlin und Fürstenwalde. Für beide Staaten sind es nicht Gründe einer besseren Bewältigung des Verkehrs, die zum elektrischen Betrieb den Anreiz geben. Süddeutschland besinnt sich, daß die gewerbliche Ausnutzung seiner reichen Wasserkräfte geeignet ist den Mangel an Kohle zu ersetzen. Die Vormacht Preußens auf industriellem Gebiete beruht zu einem guten Teil auf seinem Kohlenreichtum, und

sie wird daher, wenn das großzügige Projekt gelungen ist, einen heftigen Stoß erleiden. Die Verwendung der Wasserkräfte zur Gewinnung des elektrischen Stromes bedeutet naturgemäß eine erhebliche Verbilligung; das ist der wesentlichste Beweggrund für die Pläne der süddeutschen Staaten. Aber diese Verbilligung würde noch nicht die großen Kosten der Umwandlung des Dampfbetriebes aufwiegen. Es müssen daher noch andere Gründe maßgebend sein. Sie sind leicht zu finden. Die elektrischen Zentralstationen vermögen gleichzeitig den Strom für Beleuchtung und vor allem für den Antrieb der Motoren in industriellen Unternehmungen zu erzeugen. Wird also eine Industrie geschaffen, so tritt auch eine Verbilligung des Bahnbetriebes ein. Die Industrialisierung des Südens wird in den nächsten Jahren noch oft von sich reden machen. Am Walchensee, der in Oberbayern an der Strecke München—Tutzing 800 m über dem Meere gelegen ist, soll eine Zentralstation erbaut werden, während in Baden die Wasserkräfte der unteren Murg nach einem Entwurf des Professors Rehbock von der Generaldirektion der Staatseisenbahnen für den elektrischen Betrieb verwertet werden.

Das sind Entwürfe, denen gegenüber der Bau der elektrischen Untergrundbahn von Schöneberg nach Berlin (durch den die in Schöneberg gelegenen Terrains der Banken Wertzuwachs erhalten) fast wie ein Kinderspiel anmutet. Doch die Berliner Börse hat gerade den Beschluß der Schöneberger Stadtverordneten zur Kurstreiberei verwertet; liegen denn Bayern und Baden gar so weit, daß man hier nicht zu beurteilen vermag, welchem Projekt die größere, welchem die geringere Bedeutung beizumessen ist?

Für die deutsche Elektrizitätsindustrie wird durch die Elektrisierung der bayerischen und, wenn der Versuch gelingt, auch der badischen Vollbahnen eine neue Periode des Aufschwunges beginnen. Insofern sind die Börsenhoffnungen berechtigt; mögen sie auch im Augenblick über das Ziel hinausschießen und bereits Erträgnisse eskomptieren, die erst nach Jahren den Aktionären zum Nutzen gereichen können. Keineswegs darf aber verkannt werden, daß zwischen der Umwandlung des Vollbahnbetriebes und dem Bau elektrischer Straßenbahnen, der während der großen Aufschwungsperiode zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Elektrizitätsindustrie befruchtete, ein himmelweiter Unterschied besteht. Der Bau elektrischer Straßenbahnen erfolgte, wie gezeigt, zum allergeringsten Teile durch den freien Entschluß der Kommunen oder der Privatunternehmer, sondern es waren die Elektrizitätsgesellschaften, die die treibende Kraft bildeten und die Geldmittel vorschossen. Bei den Staatsbahnen liegen die Verhältnisse ganz anders. Hier vermögen alle Finanzkünste eines Rathenau nichts auszurichten; hier kann von Dividendengarantien, Tochterunternehmungen, Kreditvorschüssen keine Rede sein. Von Regierung und Landtag allein hängt das Tempo ab, in dem die Bauten vorgenommen werden. Daß dieses Tempo kein zu rasches sein wird, dafür sorgt schon die Schwierigkeit, die notwendigen Anleihekredite aufzubringen. Sie dürfte sich in dem Maße erhöhen, wie die deutsche Industrie sich wieder zu heben beginnt. Ohne Zweifel befinden wir uns wieder am Vorabend einer industriellen Konjunktur; die Klagen über den schlechten Geschäftsgang wichtiger Betriebszweige vermögen keine so deutliche Sprache zu reden wie die intensive Kurssteigerung, die wir seit mehr als einem Monat zu verzeichnen haben. Ist der Geldmarkt auch andauernd flüssig, so bleibt doch zu bedenken, daß unsere Zinssätze noch diejenigen früherer Depressionsperioden übertreffen. Ein allzu großer Rückgang der Geldsätze ist nicht mehr zu erwarten, selbst wenn das von Herrn Havenstein mit künstlichen Mitteln gegen die Prinzipien seines Vorgängers Koch in die Kassen der Reichsbank geleitete Gold nicht wieder ins Ausland wandert. Und der Geldbedarf der Industrie tritt in Deutschland wie in Amerika mit jedem Tage deutlicher hervor. Da ist nicht viel darauf zu rechnen, daß die Einzelstaaten in die Lage kommen, große Anleihebeträge aufnehmen zu können. Oder meinen etwa die süddeutschen Regierungen, daß sie in dem Augenblick, wo das Reich (nach der Verkündung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung) darauf ausgeht, durch eine gründliche Reichsfinanzreform die Deckung des Geldbedarfs durch Anleihen einzuschränken, an seine Stelle treten können? Mir scheint vielmehr, daß man nirgends daran denkt, sich Hals über Kopf in neue Schulden zu stürzen, und daß man daher die Elektrifizierung der Vollbahnen nur ganz langsam durchzuführen gedenkt. Jede Uebereilung wäre nicht bloß eine Gefahr für den Geldmarkt, sondern auch für die Elektrizitätsindustrie, die, wie damals in der Periode der Straßenbahnbauten, rasch ihre Betriebe den neuen, aber doch nur für eine Reihe von Jahren anhaltenden Bedürfnissen anpassen würde. Ein noch größerer Rückschlag als im Jahre 1900 wäre die Folge einer so verfehlten Politik.

Vor Uebertreibungen möge man sich also hüten, und die Börse mag bedenken, daß dem Beispiele Bayerns und Badens Preußen (mit Ausnahme der Stadtbahnverwaltung) noch lange nicht nachkommen wird. Hier würde die Herstellung der elektrischen Energie nicht mit Wasserkraft, sondern mit Kohle erfolgen müssen. Da nicht der Nebenzweck der Industrialisierung erreicht werden soll, würden die Kosten ins Un-

gemessene wachsen. Und von einer übermäßigen Verkehrsbelastung wie bei der Stadtbahn kann bei unseren Eisenbahnen (mit Ausnahme weniger Strecken) keine Rede sein. Dr. Max Roloff hat in seinem Buche über die „elektrischen Fernschnellbahnen" berechnet, daß die Einnahmen pro Betriebskilometer von etwa 43 000 Mk. auf 48 300 Mk. erhöht werden müßten, um die Kosten der Umwandlung rentabel zu machen. Hierzu wäre eine Erhöhung der Fahrpreise und Frachttarife um 10% notwendig. Würde der preußische Eisenbahnminister es verantworten können, in dem Augenblick, wo das Volk die Fahrkartensteuer bereits mit der Abwanderung in niedere Wagenklassen beantwortet, ein solches Projekt dem Landtage zu unterbreiten? Freilich ist hierbei mit einer Geschwindigkeit von 200 km in der Stunde gerechnet, während unsere Schnellzüge mit wenig mehr als 80 km zu fahren pflegen. Die Verkürzung der Fahrzeit, die bei unseren Lokomotiven nur noch um ein geringes möglich ist, macht auch beim elektrischen Betrieb die Verstärkung des Unter- und Oberbaues notwendig. Rechnet man selbst, daß nur die bisherige Geschwindigkeit beibehalten werden soll, so bliebe immer noch zum Ausgleich der Kosten für Anlage der Leitungen und Kraftwerke eine Erhöhung von 7% übrig, der ohne Anwendung der Wasserkräfte eine entsprechende Verbilligung des Betriebes nicht gegenüberstände. Die Elektrifizierung der preußischen Vollbahnen wäre also, sofern nicht der gesteigerte Verkehr das Bild verschiebt, vorläufig geradezu töricht.

Der Auftrag zum Bau der badischen Probestrecke wurde den Siemens-Schuckertwerken gegeben. Ebenso hat sich der Schöneberger Magistrat für die Firma Siemens & Halske entschieden. Das mag Herrn Rathenau nicht gleichgültig gewesen sein. Darum ist's zu verstehen, wenn er jetzt darüber nachsinnt, wie er für den entgangenen Gewinn sich entschädigen kann, wie namentlich für das Uebergewicht, das die Firma Siemens & Halske im Bahnenbau nun einmal besitzt, ein Ausgleich zu schaffen ist. Flugs nachdem die der Konkurrenz lobspendenden Zeitungsnachrichten erschienen waren, wurde verkündet, daß die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft einen Akkumulatorenwagen für die Eisenbahnverwaltung gebaut hat, und der Minister habe sich „sehr befriedigend" geäußert. Ein brauchbarer Akkumulatorenwagen für größere Strecken ist, wie jeder Fachmann weiß, vorläufig nicht vorhanden. Und in der Tat mußten denn die Zeitungen auch bald berichtigen, daß nicht etwa die Berliner Stadtbahn mit diesen Akkumulatorenwagen ausgerüstet werden soll, sondern daß sie nur für kleine Strecken in Betracht kommen. Mir scheint, daß hierin sich die Zukunftspläne des Herrn Rathenau offenbaren. Weil er im Großen nichts verrichten kann, fängt er's im Kleinen an: Die Elektrifizierung der kurzen, im Besitze von Aktiengesellschaften befindlichen Nebenbahnstrecken unter Anwendung des Akkumulatorenbetriebes wird gewiß nicht mehr lange auf sich warten lassen. Und für die notwendigen Geldmittel wird Herr Rathenau ebenso sorgen, wie er dies bei den Straßenbahnen getan hat.

Bruno Buchwald.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Schnitzler, Berlin-Schmargendorf, Spandauerstr. 40; des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52.

Verein für Kunst

Leitung: Herwarth Walden

Die Wochenschrift Morgen ist vom 1. September ab das Publikationsorgan des Vereins für Kunst.

Der im fünften Jahre stehende Verein für Kunst verfolgt den Zweck, auf bedeutende Erscheinungen der Kunst der Gegenwart hinzuweisen.

Für den Winter 1908/09 sind vorläufig folgende Abende festgesetzt: Donnerstag, den 8. Oktober im Salon Cassirer: Gedenkabend für Walter Leistikow. Donnerstag, den 15. Oktober im Choralion Saal: Paul Scheerbart, Vorlesung eigener Dichtungen (Manuskript). Donnerstag, den 22. Oktober im Salon Cassirer: Lieder, gesungen von Anna Gnudtzmann. Donnerstag, den 29. Oktober: Detlev von Liliencron, Vorlesung eigener ungedruckter Dichtungen. Donnerstag, den 5. November im Salon Cassirer: André Gide, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 12. November im Choralion

Saal: Stefan Zweig, Vortrag: Balzac. Donnerstag, den 19. November im Salon Cassirer: Franz Blei, Vortrag: Die moralische Illusion. Donnerstag, den 26. November: Georg Simmel, Vortrag. Donnerstag, den 3. Dezember im Salon Cassirer: Paul Leppin, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 10. Dezember im Klindworth-Scharwenka-Saal: Josef Ruederer, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 7. Januar im Salon Cassirer: René Schickele, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 14. Januar im Künstlerhaus: Karin Michaelis, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 21. Januar im Salon Cassirer: Herwarth Walden, Gesänge. Donnerstag, den 28. Januar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Lovis Corinth, Vortrag. Donnerstag, den 4. Februar im Salon Cassirer: Ernst Schur, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Johannes V. Jensen, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 18. Februar im Salon Cassirer: Karl Schnitzler, Vortrag; Thema vorbehalten. Donnerstag, den 25. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Else Lasker-Schüler, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 4. März im Salon Cassirer: Peter Baum, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. März im Künstlerhaus: Tänze.

Am Sonnabend, den 16. Januar findet in den Räumen des Künstlerhauses ein Simplizissimusball statt.

Die Abende des Vereins für Kunst sind öffentlich, also auch ohne Mitgliedschaft zugänglich. Die ordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 40 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch sämtlicher Abende sowie zum kostenlosen Bezug der Wochenschrift Morgen. Die außerordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 15 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch von zehn Abenden (den 2. und 4. jeden Monats) sowie zum Besuch der übrigen Abende zu halben Kassenpreisen. Anmeldung zur Mitgliedschaft in der Geschäftsstelle des Vereins für Kunst, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5, Gartenhaus part. (Fernruf: Amt Wilmersdorf 2580); ferner bei Bote & Bock, Leipzigerstraße 37, im Warenhaus A. Wertheim (Konzertkasse), Leipzigerstraße 132 und Kantstraße, in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstraße 164, sowie in der Schillerbuchhandlung Charlottenburg, Schillerstraße 82/83.

Alle Abende finden Donnerstags statt und beginnen um 8 Uhr.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Ltr.-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von M. 25.— pro Kiste.